

MEDIEN

Forum für historische Kommunikationsforschung

&
ZEIT

18. Jahrhundert

Pionier von Qualitätszeitung

Couriose Raisonemens und politische Reflexionen

Publizistische Vororte Wiens

Zeitungsentwicklung in Böhmen und der Slowakei

Der perfekte Blick

Metropolenrecherchen von Joseph Pezzl

4/89

Jahrgang 4

Impressum

Medieninhaber und Herausgeber:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“, 1014 Wien, Postfach 208;

Vorstand des AHK:

Dr. Wolfgang Duchkowitzsch (Obmann), DDr. Oliver Rathkolb (Obmann-Stv.), Dr. Fritz Hausjell (Geschäftsführer), Dr. Peter Malina (Geschäftsführer-Stv.), Dr. Hannes Haas (Kassier), Dr. Theodor Venus (Kassier-Stv.), Margit Steiger (Schriftführerin), Dr. Rudolf Holzer (Schriftführer-Stv.), Dr. Peter Lüftenegger, Margit Suppan, Dr. Hannes Zimmermann

Korrespondenten:

Dr. Hans Bohrmann (Dortmund), Dr. Hermann Haarmann (Berlin), Dr. Robert Knight (London), Dr. Arnulf Kutsch (Münster), Dr. Edmund Schulz (Leipzig)

Redaktion:

Vorstand des „Arbeitskreises für historische Kommunikationsforschung“ (AKH); redaktionelle Leitung dieses Heftes: Dr. Wolfgang Duchkowitzsch, Dr. Hannes Haas

Lektorat:

Eva Wasmuht

Hersteller:

Texteingabe: Dr. Eva Maria Ossadnik

Satz: Fa. Adolf Holzhausens Nfg., 1070 Wien, Kandlgasse 19–21

Layout: Dr. Fritz Hausjell

Druck: HTU-Wirtschaftsbetriebe Ges. m. b. H., 1040 Wien, Gußhausstraße 27–29

Erscheinungsweise:

MEDIEN & ZEIT erscheint vierteljährlich

Bezugsbedingungen:

Einzelheft (exkl. Versand): öS 45.—

Jahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): öS 150.—

Ausland (inkl. Versand auf Landweg): öS 215.—

Studentenjahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): öS 110.—

Ausland (inkl. Versand auf Landweg): öS 175.—

Bestellungen an *MEDIEN & ZEIT*, 1014 Wien, Postfach 208, oder über den gutsortierten Buch- und Zeitschriftenhandel; Kündigungen sollen spätestens zwei Monate vor Auslaufen des Abonnements mittels Postkarte oder einfachem Brief mitgeteilt werden.

ISSN 0259-7446

Bankverbindungen:

Creditanstalt-Bankverein, Konto Nr. 0120-03513/00

Österreichische Länderbank, Konto Nr. 257-107-907/00

Österreichische Postsparkasse (PSK), Konto Nr. 7510.438

Gefördert vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung,
Wien

Inhalt

Editorial	1
<i>Mit couriosen Raisonemens und politischen Reflexionen untermenget. Der Post = tägliche Mercurius (1703–1724) — Pionier von Qualitätszeitung.</i>	
<i>Wolfgang Duchkowitzsch</i>	3
„Publizistische Vororte Wiens“. Zeitungsentwicklung in Böhmen und der Slowakei im 18. Jhd.	
<i>Zdeněk Šimeček</i>	13
Der perfekte Blick. Metropolenrecherchen von Joseph Pezzl im josephinischen Wien.	
<i>Hannes Haas</i>	19
Rezensionen	28

Autoren dieser Ausgabe

Dr. Wolfgang DUCHKOWITSCH (1942), Leiter der Forschungsabteilung der Österreichischen Nationalbibliothek.

Dr. Hannes HAAS (1957), Universitätsassistent am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Univ. Wien

Dr. Zdeněk ŠIMEČEK, (1929), Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Slawistik der Tschechischen Akademie der Wissenschaften

Editorial

In der Gründungsnummer von *Medien & Zeit* (1986, 1/2) versprach die Redaktion, die Kommunikationsgeschichte Österreichs im 20. Jahrhundert in den Mittelpunkt zu stellen: „Beiträge über andere Regionen und Zeiträume sollen jedoch daneben genügend Platz erhalten.“ Schon im gleichen Heft lösten Analysen jener Hintergründe, die zur ersten Verhaftung eines Wiener Journalisten im Jahre 1780 geführt hatten, diese Zusicherung punktuell ein. Andere Regionen wurden seitdem mehrfach berücksichtigt (vgl. z. B. das Heft 3 des laufenden Jahrganges), andere Zeiträume hingegen noch nicht. Dieser „Bringschuld“ möchte nunmehr mit einem Heft entgegengewirkt werden, das sich ausschließlich speziell journalistischen Leistungen des 18. Jahrhunderts widmet. Weshalb gerade dieser Zeitraum gewählt wurde, ist relativ rasch zu erklären. Viele Indizien deuten nämlich darauf hin, daß damals im Spannungsfeld von Obrigkeit und bürgerlicher Kräfte vielfältige Formen kommunikativer Betriebsamkeit entwickelt worden sind, die erst später volle Wirksamkeit erreicht haben und noch heute nachstrahlen. Drei Beiträge wollen anmieren, einen geschärften Blick auf jene Kommunikationswelt zu werfen, die zwischen den Frühformen der Massenpresse und der industrialisierten Massenkommunikation liegt.

Meinungsbeiträge sollen während des 17., aber auch noch während des 18. Jahrhunderts in Zeitungen nicht zugelassen gewesen sein. Ferner heißt es in historischen Bezugnahmen häufig, daß Zeitungen während dieser Zeit zu reinen Nachrichtenblättern mit zufällig zusammengeballtem Wust meist trockener Berichte erstarrt gewesen sind. Eine redaktionelle Bearbeitung der mehr oder minder zufällig zusammengestellten Nachrichten habe im Grunde nicht stattgefunden.

Gegen diese langfristig eingeebnete, abgeschliffene und geglättete Darstellung wendet sich Wolfgang Duchkowitzsch. Am Beispiel des Wiener *Post = täglichen Mercurius* wird deutlich, auf welches hohe Niveau eine Zeitung zu Beginn des 18. Jahrhunderts geführt werden konnte, wenn es die Bedingungen erlaubten. Nachrichtenstoffe wurden sehr wohl aufbereitet, sei es durch Verbalisierung von Bestürzung, Zweifel, Hoffnung, Freude oder Belustigung. Historische, politische und geographische Anmerkungen am Blattende verhalfen weit über die Rolle eines Mediators hinaus zur Übernahme einer Bildungsfunktion. Mit diesen „remarquablisten“ Anmerkungen ist der *Mercurius* sogar redaktioneller

Vorreiter der Rubrik „Wissen“ im 1988 gegründeten *Standard*. Engagierte Kommunikationsgeschichte muß also nicht nur andere Wege gehen, sondern sich auch darauf konzentrieren, ihre Objekte neu zu befragen, von historischer Befrachtung zu befreien und danach zu differenzieren.

Die Entwicklung des Zeitungsschreibers zu einem eigenen Berufsstand zählt ebenso dazu, Zdeněk Šimeček verweist in diesem Zusammenhang auf das *Patriotische Tagblatt* in Brünn, das einen Wendepunkt für den österreichischen Journalismus brachte und zu einer eigenen Schule für Publizisten führte. Unter der Leitung von Karl André war es eine öffentliche Tribüne, auf der gesamtösterreichische Integrationsbestrebungen vor allem im ökonomischen Bereich wahrgenommen werden konnten. Systematisch behandelte er Fragen des Schulwesens, der Teuerung und Maßnahmen gegen Armut, aber auch schon des sozialen Wohnbaus. Anders gelagert war die Position der tschechischsprachigen Zeitungen während der Regierungszeit Joseph II. Die Grundidee der Aufklärungsideologie, die ihr Interesse auf den Menschen sowie auf die Kategorie des gesellschaftlichen Fortschritts lenkte, erhielt in diesen Blättern eine territoriale und nationale Dimension.

In der kurzen Periode medienpolitischer Lokierungen unter dem absolutistischen Reformen Joseph II. erlebten Literatur und Publizistik eine Hochblüte. Journalismushistorisch von besonderem Interesse sind dabei die sogenannten kleinen Formen, die Broschüren, Skizzen und Notizen. Für Drucker und Autoren waren sie das geeignete Genre, relativ aktuell, rasch produziert und leicht konsumiert zu werden. Freie Publizisten mußten sich am Markt behaupten, um überleben zu können. Aus der ökonomischen Not entstanden qualitative Tugenden. Frühformen des Essays, des Feuilletons, der Reise- und Sozialreportage machen diese im Fach unterrepräsentierte Periode des 18. Jahrhunderts zu einem faszinierenden Forschungsfeld.

Hannes Haas beschäftigt sich am Beispiel des Aufklärungspublizisten Johann Pezzl mit innovativen Vorgehensweisen auf den Gebieten der journalistischen Themenfindung, der Recherche und schließlich der Materialpräsentation. In seiner „Skizze von Wien“ legte Pezzl das Fundament für Stadtforschung ebenso wie für Alltagsgeschichte und die literarische Sozialreportage. Virtuos bewältigte er die Unübersichtlichkeit der Stadt, schuf in immerhin 169 Skizzen ebenso viele Zugänge zur urbanen Wirklichkeit, — besonders gut nachvollziehbar am Thema Wohnen.

Wolfgang Duchkowitzsch und Hannes Haas

WOLFGANG DUCHKOWITSCH

„Mit couriosen Raisonemens und politischen Reflexionen unter- menget“

Der Post = tägliche Mercurius (1703 – 1724)
Pionier von Qualitätszeitung

Entwicklung der Wiener Presse vor 1703

Kulturtechnik Druck hat sich in der kaiserlichen Residenzstadt im Vergleich zu Straßburg, Bamberg, Rom, Köln und Augsburg erst sehr spät durchgesetzt. Für die geringe Innovationsbereitschaft der Wiener Bürger erscheint es symptomatisch und symbolisch zugleich, daß die Einführung dieser neuen Kommunikationstechnik mehr als eines einzigen Anlaufes bedurfte hatte¹. Erst 1482 faßte sie mit der Etablierung einer bodenständigen Offizin festen Fuß und Kontinuität. Bei der Etablierung periodischer Drucke wurde in Wien etwas rascher Anschluß an die nächste Modernisierungsetappe medialer Übermittlungsform gefunden. Zwischen dem Erscheinen der ersten Zeitungen in Straßburg und Wolfenbüttel (1609) und der Gründung von Blättern des Typs der „Ordinarizeitung“ in Wien war aber immerhin noch ein Zeitraum von zwölf bzw. dreizehn Jahren verstrichen².

Schon in ihren Anfängen waren Zeitungen, so auch die Wiener Blätter, ein wichtiges Instrument der absolutistischen Kabinettpolitik. Das Verhältnis der Obrigkeit zur Presse war doppelt bestimmt: Einerseits benutzte sie die Obrigkeit dazu, um Bekanntmachungen an „das“ Publikum³ zu adressieren sowie die Legitimität von Herrschaft — vornehmlich durch Hofnachrichten — zu repräsentieren. Andererseits diente sie der Obrigkeit zur Nachrichtensteuerung. Dabei wurde der Verkehrskontrolle politischer Nachrichten besonderes Augenmerk geschenkt⁴.

Zu Beginn der siebziger Jahre des 17. Jahrhunderts ließ die Wiener Presse als Mittel feudaler Autorität erstmals deutliche Struktur- und Funktionschwächen erkennen. Sie zeigte sich nur unzulänglich imstande, der zunehmenden Konkurrenz von „Geschriebenen Zeitungen“ in einer schwierigen politischen Lage des Hauses Habsburg entscheidend entgegenzutreten⁵. Der Versuch, den kaiserlichen Absolutismus und die katholische Restauration auch in Ungarn durchzusetzen, drohte nämlich im Aufstand ungarischer Magnaten zu ersticken. Kräftigung me-

dialer Präsenz habsburgischer Rekatholisierungs- und Territorialpolitik war somit ein Gebot der Stunde. In dieser Situation ließ die NÖ. Regierung als zuständige politische Behörde und Instanz für Zensur wissen, neue Zeitungen fördern zu wollen⁶. 1671, als die ungarische „Magnatenverschwörung“ mit der Hinrichtung mehrerer Anführer gebrochen wurde, traten gleich drei neue Zeitungen mit verwandten Titeln auf den Plan: Der *Neu ankommende Currier* von Matthäus Cosmerovius und *Il Corriere Ordinario* sowie *Cursor Ordinaris sive Nova Universalis* von Johann Baptist Hacque⁷. Wien war mit einem Schlag nicht mehr durch zwei, sondern fünf Zeitungen präsent. Gleichzeitig wurde der Übergang von den frühen „Ordinarizeitungen“ zu den „Staatszeitungen“ des 18. Jahrhunderts eingeleitet.

Das Programm der neuen Zeitungsetablierungen weist unverkennbar auf den damaligen Aktionsradius absolutistischer Kommunikationspolitik hin: Während der kleinformatige *Currier* primär mit Nachrichten aus Wien aufwartete und der großformatige *Corriere* für internationale Reputation des Wiener Hofes sorgen sollte⁸, beabsichtigte der *Cursor* hauptsächlich eine Wahrnehmung habsburgischer Interessen in Ungarn⁹.

Ein Vierteljahrhundert später zeichnete sich die nächste Krise der Wiener Zeitungsproduktion ab. Kritik kam zuerst von außen. Kaspar Stieler wies in seinem Kompendium *Zeitungs Lust und Nutz*, 1695, Wien wohl die Position eines „locus generalis“ neben Frankfurt am Main und Den Haag zu, „daraus die *Dialectica Novellistica* die meiste Sachen formiret“¹⁰. Diese Rolle war primär geopolitisch bedingt. Informationsknotenpunkt erster Ordnung war die kaiserliche Residenzstadt insbesondere kraft ihrer Funktion als Sammelstelle für Nachrichten aus dem Osmanischen Reich. Aus diesem Grunde riet Stieler allen Zeitungsverlegern außerhalb Wiens sogar ab, eigene Korrespondenten am türkischen Hof zu halten: „Von den Briefen aus Konstantinopel darf man das Post-Gelt nicht geben / weil der Bassa samt Originalien ofters in Wien logiret.“¹¹ Im Gegensatz zu dieser Gewichtung Wiens als bedeutende Instanz der Nachrichtengewinnung und -vermittlung genossen die Wiener Zeitungen selbst kein allzu hohes Ansehen: „Von Regensburg / wo teutsche Rätthe und Gesante versamlet seyn / kommen wol die beste; wie auch schon von den Sächsischen Höfen: Die Wienerische klingen schon nicht so wol.“¹²

Von innen setzte Kritik an Unzulänglichkeiten der Wiener Presse vermutlich spätestens nach Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges (1701–1714) ein. Ihr begegnete die Regierung, indem sie sich in einem einzigartigen Verfahren unter Freilegung höchster Interessen direkt an die Öffentlichkeit wandte: Etwa ein halbes Jahr nach Kriegsbeginn rief sie mittels

„Anschlagzettel“¹³ auf, in Wien eine große Zeitung zu gründen. Als Anreiz versprach sie, dem Unternehmer bedeutende Vorteile zu gewähren.

Dieses Versprechen war ein neuerliches Zugeständnis der Regierung, auf gute Presse im wörtlichen wie übertragenen Sinn angewiesen zu sein. Den unmittelbaren Hintergrund für die verheißungsvoll klingende Regierungsinitiative bildete die schwere Belastung der Erbländer, die gezwungen waren, hohe Steuern abzuliefern und Kriegsvolk abzustellen. Die wirtschaftliche Lage, die sich nach den schweren Jahren der „Türkennot“ eben erst zu erholen begonnen hatte, erlitt damit einen empfindlichen Rückschlag. In dieser Zeit wachsender Unsicherheit mußte es dem Wiener Hof unerlässlich erscheinen, die eigene Stimme in der (bürgerlichen) Öffentlichkeit fix zu verankern, um selbst Stimme der Öffentlichkeit zu werden.

Andererseits stieg im Gefolge des spanischen Erbfolgekrieges das Interesse der (bürgerlichen) Öffentlichkeit am politischen Geschehen ebenso elementar an wie die Erwartung, in Zeitungen gut geschriebene und unterrichtete Informationsquellen vorzufinden: „Auf die Entwicklung des Publikums, das den dialektischen Gegensatz von Zensur und Aufklärung trug, wirkte sich“ der Krieg „nicht hemmend, sondern beschleunigend“ aus¹⁴. Hauptträger waren vornehmlich Vertreter der „gebildeten Stände“, also Beamte, darunter hauptsächlich Juristen sowie Ärzte und Lehrer, aber auch Gewerbetreibende, Kaufleute und arrivierte Handwerker¹⁵. Ihre gesellschaftlichen Treffpunkte bildeten Kaffeehäuser und sonstige öffentliche Lokale, die zwanglosen Zugang zu maßgeblichen Zirkeln eröffneten und sich langsam auch zu Zentren kommerziell betriebener Nachrichtenübermittlung ausformten:

„Wer jetziger Zeit die in den Staats- und Zeitungs-Sachen passionirte Gemüther nach der Kunst will erkennen lernen / derselbe verfüge sich nur in die Caffee-Gewölber / alldorten wird er hören die merckwürdigste Abenteuer und Mißgeburten der aberwitzigsten Köpffe / possierlichste Mährlein und Schwenke / allerhand Reasonement über die politische Welthändel Groß sprechende Propheten / über das Vornemen und Dessen hoher Monarchen / tausenderley Cammer = Stratagemata, wird aber bey allem solchen Blaude = Werck eben so wenig abnehmen / als ein Tauber bey einer Comoedi, wann die Lügen weggerechnet werden.“¹⁶

Diese Schilderung des Kapuzinermönchs und Hofpredigers zu Wien, Abraham a Santa Clara, verrät zwar mehr von seiner erkonservativen Theatralik, als sie die Wirksamkeit von Zeitungslektüre im Kaffeehaus szenisch abbildet. Auf ihre Wirklichkeit indes verweist sie allenthalben: Zeitung war zu dieser Zeit bereits konstituierender Faktor großstädtischer Gesellschaft. Diese Herausforderung konnte der Wiener Hof angesichts seines fundamentalen Konflikts mit Frankreich nur dann annehmen, wenn er über ein Medium vor Ort verfügte, das sich vorzüglicher zur publizistischen Unterstützung politischen Handelns

eignete als es die damaligen Wiener Blätter imstande waren.

„Ohne einigen Oratorischen und Poetischen Schminck“

Johann Baptist Schönwetter, eben erst in Wien eingewanderter Sproß einer prominenten katholischen Frankfurter Verlegerdynastie in vierter Generation¹⁷, reagierte als erster auf den Regierungsauf¹⁸.

Bereits 1699 war er erfolgreich mit dem Ansuchen eingekommen, ihm das Vorrecht auf einen „Kayl. und Königl. wie auch Nieder Österr. Landschaft und Kayl. Residenz statt Wien Staats und Standts Calender“ zu erteilen, der „denen hießigen Inwohnern und fremdbden zur täglichen Nachricht“ gereichen könnte¹⁹. Schönwetter schuf damit den Vorläufer des heutigen „Amtskalenders“. Der *Käyserliche und Königliche wie auch Ertz = Hertzogliche und dero Residentz = Stadt Wienn Staats-Stands = Calender* erschien erstmals „auff das Jahr 1702“. Auf dem Titelblatt prangte stolz die Versicherung: „Mit einem noch nie gesehnen Schematismo ausgezieret“.

Die eigentliche Existenzgrundlage in Wien erhielt Schönwetter sogleich nach erstmaliger Vorlage des *Staats-Stands = Calenders*: In Anerkennung seiner Leistung im Dienste der repräsentativen Öffentlichkeit erhielt er am 10. Jänner 1702 das Recht, eine wöchentliche Zeitung herauszubringen. Zufolge dem lebhaften Interesse an einer Erfrischung der Wiener Medienszene wurde ihm in der Privilegsausfertigung nachdrücklich bedeutet, keinesfalls ein Blatt des ausgedienten Typs der „Ordinarizeitung“ herauszubringen²⁰.

Anstatt nun unverzüglich und ausschließlich alle Vorkehrungen zur Einrichtung einer derartigen Zeitung zu treffen, beschäftigte Schönwetter während der folgenden Monate den Reichshofrat mit dem Projekt einer anderen Wochenschrift. Sein Konzept sah vor, „alle auff noch währenden Reichstag zu Regensburg ins künftigt ad Dictaturam publicam vorkommende Acta sambt dem Wochentl. Extract des Protocolli aller deren Processen“ periodisch zu veröffentlichen²¹. Die Absicht Schönwetters scheint klar. Denn entlang der Achse Wien – Regensburg konnte ein Medienimperium aufgebaut werden. Auf welchem Motiv seine Zuversicht auf Erfolg ruhte, ist allerdings schleierhaft. Möglicherweise glaubte Schönwetter, mit dem Kalender- und Zeitungsprivileg das Anrecht auf gleichwertige Partnerschaft erworben zu haben. In dieser Angelegenheit wurde er jedoch nicht einmal einer Antwort für wert befunden. Sein Plan wurde stillschweigend zu den Akten gelegt. Staatsangele-

genheiten sollten ja schließlich nicht vor der Welt ausbreitet werden, sondern nur einem exklusiven Kreis zugänglich sein²².

Nach diesem fruchtlosen Zwischenspiel konzentrierte sich Schönwetter im Frühjahr 1703 auf sein bestehendes Zeitungsprivileg. Ein halbes Jahr später sah er sich dann in der Lage, das *Wienerische Diarium*, den Vorläufer der heutigen *Wiener Zeitung*, auf den Markt zu bringen²³. In der ersten Nummer vom 8. August kündigte er programmatisch an, die „hin und wider in der Welt merckwürdigsten / wahrhaftigsten / und allerneuesten / so schriftlich als gedruckter allhier einlaufenden Begebenheiten / ohne einigen Oratorischen und Poetischen Schminck ordentlich“ vorzustellen²⁴.

„Neydhardten zu Trutz / der couriosen Welt aber zu Lust und Nutz“²⁵

Der Wiener Buchhändler Johann Paul Sedlmayer griff als zweiter Unternehmer den Aufruf der Regierung zur Gründung eines großen Zeitungunternehmens auf. Das Ansuchen stellte er vermutlich in der zweiten Hälfte des Jahres 1702²⁶. Die positive Erledigung erfolgte knapp vor Jahresende, am 30. Dezember. Leopold I. genehmigte ihm damit, ein „tractat“ unter dem Titel „Posttäglich von Rath, Staats, landt und Europa Zustand discurrender Mercurius“ während der nächsten sechs Jahre zu verlegen²⁷. Am 26. Jänner 1703 wurde davon der Rektor und das Konsistorium der Universität Wien als Zensurinstanz für den Buchdruck²⁸ sowie die Stadt Wien in Kenntnis gesetzt²⁹. Nur vier Tage später erschien die erste Ausgabe des *Post = täglichen Mercurius*³⁰.

Die Eile, mit der das projektierte Unternehmen Sedlmayers von der Behörde behandelt wurde, verweist neuerlich auf das große Interesse des Wiener Hofes, die bestehende Medienstruktur der kaiserlichen Residenzstadt entscheidend zu verbessern. Die etablierten Wiener Zeitungunternehmer sollten vor vollendete Tatsachen gestellt werden. Obwohl Sedlmayer sein Privileg fast ein Jahr nach Schönwetter erhalten hatte, war er ihm mit der Gründung einer neuen Zeitung doch mehr als ein halbes Jahr zuvor gekommen. Mit der redaktionellen Gestaltung des *Post = täglichen Mercurius* ließ er nicht nur ihn, sondern die gesamte Wiener Konkurrenz weit im Feld zurück.

Sedlmayer, der sich offenbar zunächst in aller Stille auf diese große Aufgabe vorbereitet hatte, scheint selbst von diesem Tempo überrascht gewesen zu sein. In der Gründungsnummer sah er sich jedenfalls zur Versicherung veranlaßt, „seinen stylum zu Jedermanns Vergnügen einzurichten / unterdessen auch die sonderbahre bestellte Correspondence sich bessern wird“. Sofern das maskiert geschriebene Edi-

torial der ersten Ausgabe keine pure Eigenwerbung beinhaltet, rief die Ankündigung des *Post = täglichen Mercurius* tumultartiges Interesse beim Publikum hervor. Es mußte sogar die Polizei, die „Rumorwacht“, einschreiten:

„...gleich den 31. Jan. als kurtz zuvor die Erlaubnuß von dem grossen Apollo indulgirt worden / die erste Verlambmung [!] dises neuen Zeitungs = Collegii zu bestellen: jederman auß dem gantzen Parnasso ware erfrcuet / da er davon hörte / und überkame der Saal (worinnen der Mercurius der Musen Begehren nach erschine) einen solchen Zulauff / daß auch Mars von der Hauptwache verschiedene Manschafft comandirte umb den Eintritt nicht einem jedwedern zu gestatten.“³¹

Boten Zeitungsmeldungen an sich schon kontinuierlich Materie für Diskussion, schuf die Gründung des *Mercurius* zusätzlichen Gesprächsstoff. Wien hatte seine „Mediensensation“. Mißgunst ließ nicht lange auf sich warten. Vermutlich war es die Konkurrenz, die das Gerücht ausstreute, es habe der *Mercurius* sein Erscheinen schon nach den ersten Nummern eingestellt. Sedlmayer sah sich vierzehn Tage nach Gründung seines Blattes daher zu folgender Gegendarstellung veranlaßt:

„... als wird hiemit quam solennissime wider solche Mißgöner protestirt / mit Erinnerung an alle respective Herren Liebhaber des Mercurii, daß der Verläger solchen Neydhardten zu Trutz / der couriosen Welt aber zu Lust und Nutz bemelten Mercurium mit denen neuesten Correspondenzen continue auszieren wird...“³²

Sein Selbstwertgefühl als Initiator eines völlig neuen Zeitungstyps in der Wiener Medienszene orientierte sich direkt am öffentlich bekundeten Interesse der Regierung an einer Belebung kommerziell betriebener Nachrichtenvermittlung. Sedlmayer verschlüsselte es in einer Weise, die zum Markenzeichen des *Mercurius* in Wien avancierte:

„Die fürwitzige Musen wollen nicht allein mit denen in Parnasso Ordinari einlaufenden Zeitungen furohin vor lieb nehmen / sondern beredenen über = irdischen Erb = Postmaister Mercurium alle Posttäg zu ihnen in die Gesellschaft zu kommen / umb über die vorkommende Nouvelles seine Sentimens, Gedancken und Muthmassungen curios zu conferiren.“³³

Vorreden, in denen ein Erzähler im Gespräch mit anderen fiktiven Personen bestimmte Themen abhandelte, zählten in einigen Zeitungen außerhalb der österreichischen Erblande, vornehmlich in der Hamburger Presse, bereits in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zum beliebten Gestaltungsmittel von Nachrichten. Dazu gehörten auch Berichte fiktiver Verfasser über Geschehnisse, die sie auf ihren Reisen durch Europa erlebt hatten, ferner die debattierende Teilnahme der Bewohner des Parnaß am Zeitgeschehen und schließlich die Anpassung der Sprache an den Rahmen³⁴. Diese Form einer lebendigeren Behandlung von Nachrichtenstoffen basierte ihrerseits auf antiken Mustern, insbesondere auf der Manier von Lukian. Seine „Gespräche“ waren „durchwegs

auf eine didaktische Du-Bindung, auf soziale und gesellschaftliche Bezogenheit ausgerichtet.“³⁵

Sedlmayer nahm sich als Verleger³⁶ des *Mercurius* offensichtlich dieser Vorbilder an. Er führte in Wien jedoch nicht nur das hohe Niveau der Belegung von „reinen“, d. h. von der Zensurstelle der Regierung „gereinigten“ Nachrichtentexten ein, sondern offerierte ein Leserservice, das einzigartig war.

Wiener Novitäten

Während der ersten Erscheinungsjahre des *Post = täglichen Mercurius* versah Sedlmayer den fiktiven Leiter und Protektor seines Blattes, den „überirdischen Erbpostmeister“, oftmals mit der Aufgabe, in das Nachrichtengeschehen einzuführen. Einleitungen dieser Art waren meist knapp gehalten, wie „ich glaube (sprache Mercurius)“, mitunter aber auch formvollendet inszeniert:

„Als unser Mercurius heunt in der hohen Versammlung erschinen / legte er seine schuldige Ehrerbietung gegen alle ab / schauete sich umb und herumb / und fieng also an zu discurren...“³⁷

Am häufigsten fand sich *Mercurius* in der „hohen Versammlung“ der Lesergemeinde mit Sprachwendungen ein, wie „ich aber will dieses Geschrey“³⁸ erst glauben, wenn...“ oder „ich meines Orths (sprache Mercurius) liesse mich diser Trohungen gar nicht schrecken, was mir wolgefalt...“. Nur in Einzelfällen — bei besonders wichtigen Meldungen aus dem Krieg um die Spanische Erbfolge — wurde sein Auftritt auf die geistreiche Ebene des fiktiven Gesprächs gehoben:

„Bona nova! Bona nova! schrye Mercurius: der AEolus ist geschlagen: als ihn nun jedermann ob dieses Geschrey wegen ernstlich anschauete / und etliche unter den Hauffen waren / welche ohnlingst mit einem falschen Victorie-Hall bourlirt worden; vermerckte er / daß man auch dißmahl an seiner Freuden = Stimm zweyffelte: derowegen wolte er sich nicht mit einer weitläuffigen Praecambulo aufhalten / sondern fieng gleich an zu erzehlen ...“³⁹

Zwischen die Meldungen selbst fügte der *Post = tägliche Mercurius* vor allem während der ersten Jahre seines Bestehens wiederholt kurze Glossen ein. Sie beweisen nicht nur das differenzierte Sprachvermögen des Zeitungsschreibers⁴⁰, sondern auch dessen Engagement bei der Aufbereitung von Nachrichtenstoffen, sei es durch Verbalisierung von Bestürzung, Zweifel, Hoffnung, Freude oder Belustigung.

Am intensivsten kommentierte er Meldungen von Schauplätzen des Spanischen Erbfolgekrieges, zweifellos gedacht zur Erhöhung der Selektionsbereitschaft seiner Leser. Über die Bayern, die Verbündeten Frankreichs, klagte er beispielsweise:

„Wie widerwärtig ist doch, daß ein Reichs-Gltd dem andern Mitglied so vil Transsal, Unkosten, und Thätlichkeiten wol ohne scheinigen Grund beyfüget ... und was des Weesens mehrers, dessen ein ehrliches Gemüt höchst = überdrüssig ist zu widerholen.“⁴¹

Kaum aber hatte er in diesem Fall die „ehrlichen Gemüther“ in gerechte Empörung versetzt, wußte er den schweren Konflikt mit Frankreich und seinen Bundesgenossen in der Folgenummer auf ein interpersonell geläufiges Schema zu reduzieren: Die Bayern, „solch muthwillige Bursch“, „muß man alsgemach auff die Finger klopfen.“⁴²

Solche „Patentlösungen“, die als Ergebnis herrschaftlich ausgerichteter Denkfiguren zu werten sind, dienten primär geistiger Entlastung. Der folgende Kommentar stellte beispielsweise in Aussicht, sich bald durch Schadenfreude an erlittener Unbill schadloshalten zu können.

„Und weilien die Mess. Frantz männer schlecht montirt / übl bezahlt / und zerrissen seynd / so möchten wohl noch mit der Zeit die guten Bayern mit dem Ovidio zu lamentiren haben: Vivitur ex raptio: non hospes ab hospite tutus.“⁴³

Der „Hauptmalefikan“ war also nicht „der Bayer“, der „muthwillige Bursch“, sondern die Franzosen, die „in allen Tractaten mit ihren gewöhnlichen Intriguen / faulen Fischen / und andern auff Schrauffen gesetzten Possen zu handeln“⁴⁴ pflegen. Hinter solchen Vorwürfen ließ sich ohne viel Federlesens die eigene Propaganda vorzüglich verstecken. Während die Franzosen nämlich allesamt als „schmeichelhaft“, ihre Soldaten als „brutal“ und ihre Generäle gar als „raffiniert“ eingestuft wurden, erhielten „unsere Teutsche“, die „glorieusen Kayserl. Soldaten“ einen „hertzhafft allemahl bezeugten Heldenmuth“ zugesprochen⁴⁵. Da „bey dem hungerigen Frantzösischen Aerario“ jede eingebrachte Beute „eben so viel außgiebt, als in einen Walfisch = Magen ein paar verschlickte Häring“⁴⁶, wären die französischen Soldaten gezwungen, alles — so auch die Nägel in der Wand⁴⁷ — hinwegzuschleppen. Ein „Kayserl.“ hingegen „lässt sich nichts anfechten“, genügsam wie er ist, nimmt er nur, „wo er was findt“, aber gerade nur in jenem Maße, „wie es auff feindlichen Boden pflegt herzugehen“⁴⁸.

Durch Vermittlung derartiger Stereotype stabilisierte der *Post = tägliche Mercurius* Eigenwerte, die ihrerseits der Herrschaft des Absolutismus dienlich waren. Indem er mit Hilfe der Verkürzung einer mehrschichtigen Frage auf verfestigte Werturteile, die entlastende Einprägsamkeit besitzen, seiner Leserschaft Orientierung in der sozialen Struktur erleichterte und jenen gesellschaftlichen Konsens unterstützte, der von der absolutistischen Doktrin verlangt war⁴⁹, diente er der Verschleierung von Widersprüchen. Seine Konturierung alter Vorurteile entsprach der Botmäßigkeit gegenüber der Obrigkeit im besonderen und der Wirklichkeit des Absolutismus im allgemeinen. Insofern betrat er kein Neuland. Nova hingegen waren Stil und kommentierender Zuschnitt.

Dabei ging seine Reflexion des Kriegsgeschehens stoßweise weit über das Maß einer Verstärkung von

Vorurteilen hinaus. Sie verriet absolute Mitleidlosigkeit mit dem Feind, höhnische Freude über das Kreieren französischer Soldaten und unchristliche Blutgier:

...gedachte Hrn. Frantzosen desertiren stark in die andere Welt / und kan man nicht ersinnen / wo sie bey so fruher Jahrs = Zeit die s. v. rothe Ruhr bekommen sollen / da doch bey ihrer Passage durch den Schwartzwald die Holtz = Birn noch nicht zeitig gewesen / welche sie sonst in Deficientz des Brods gewiß nicht haben stehen lassen / dann den gemeinen Sprachwort nach: Jejemus stomachus raro Vulgaria temuit.⁵⁰

Das Land (sprach Mercurius) wird Vendosme⁵¹ wohl trocken finden / ob er aber trockene Feinde antreffen wird, dörfte er nicht glauben / und versichere ihm es wird mancher Frantzösischer Pouter-Kopff mit der Teutschen Klingen noch erschrocklich genetzt werden.⁵²

Im Kontrast dazu spannt der *Post = tägliche Mercurius* Ereignisse auf der eigenen Seite gerne in die bewährte mythologische Montage ein. So bediente er sich ihrer ein Monat nach der zynischen Drohung, „es wird mancher Frantzösischer Pouter-Kopff mit der Teutschen Klingen noch erschrocklich genetzt werden“, um das Interesse seiner Leserschaft auf eine beginnende Eskalation zu lenken:

„Das grosse Kriegs = Getümmel so der extraordinari wütende Mars auff dem Land in dem bewaffneten Europa disen Frühling angefangen; wird der äuch allarmirte Neptunus durch seine beherrschende = Wasser = Fluten des großen Oceani und Mitteländischen Meer baldst berauschen lassen: die formidabile Schiff = Macht so Engel = und Holland den gantzen Winter zu der vorjährigen victorius zurück = kommenden Flotta zugesetzt / und mit aller überflüssigen prächtigen und entsetzlichen Schiff = Equipaggio außgerüstet / ist schon in die offene See beweglich gemacht worden.“⁵³

Solche Nachrichten, die in existentielle Sphären der Psyche eindringen, fungierten im *Post = täglichen Mercurius* als intensivste Impulsträger für stilistische Ziselierarbeit. So wurde die expressionistische Steigerung, „da der tobende Mars diesen beeden Monarchen Kriegs = Leuth mit grimmigen Blut = Farben bekleidet“⁵⁴, eine Woche darauf mit tiefer Betroffenheit noch erhöht: „Nun wird endlich das blutige Theatrum belli in unserem lieben Vatterland eröffnet.“⁵⁵ Diese Schreckensmeldung bezog sich auf die offenkundig gewordenen Vorkehrungen, die Max Emanuel von Bayern auf der Seite des „Erbfeindes“ nach der Besetzung der Reichsstädte Ulm, Dillingen, Memmingen und Lauingen traf, um die Verbindung mit den in Italien stehenden französischen Truppen zu erreichen⁵⁶.

Meldungen von Ereignissen, die sich zur satirischen Verarbeitung eigneten, setzte der *Post = tägliche Mercurius*, soweit erkennbar, am häufigsten nach:

„O GOTT wie manches Läßlein Commiß = Brod wurde unverschont bleiben / wann die auff dem Papier stehende Soldaten Zähne hätten.“⁵⁷

Die Meldung, daß im Zuge der Festnahme von Schmugglern an der portugiesisch-spanischen Grenze „denen Malthieren durch den Hencker die Füß abgehauen“ worden sind, krönte er mit der Diagnose: „O miseria! ein König der Granden / erzürnet sich über die Esel.“⁵⁸

Kritische Aussagen zur Herrschaftsordnung im eigenen Land traf der *Post = tägliche Mercurius* im allgemeinen nicht. Dagegen stand allein schon die strenge Zensurordnung. Die Zeitungsverleger in Wien⁵⁹ waren damals verpflichtet, der Regierung jede Ausgabe zunächst in handschriftlicher Form vorzuzeigen. Wurde dieser das Imprimatur erteilt, konnte gedruckt werden. Bei allfälliger Beanstandung mußte die vollzogene Korrektur durch Vorlage des Bürstenabzugs zur Revision vorgelegt werden. Wurde dann nichts mehr bemängelt, konnte endlich die Produktion anlaufen. Da somit jeder Zensurverstoß zur Beeinträchtigung der betrieblichen Wirtschaftlichkeit führte, hielten sich Zeitungsverleger wie -schreiber im allgemeinen bedeckt.

Wider den Stachel löckte der *Post = tägliche Mercurius* zumindest einmal, nämlich in Reaktion auf die öffentliche Bekanntmachung vom 26. Mai 1703, daß hinfort die „hin und wider bißhero annoch gesehene Correspondenz, Communication, und übermachende Wechsel an den König in Franckreich / oder dessen Enckel den Duc d'Anjou, und den Chur = Fürsten auß Bähren / wie auch dessen Helffers Helfer solleniter prohibirt“⁶⁰ sind. Vierzehn Tage nach dieser „Kriegsermächtigungsverordnung“ notierte er, daß der französische Hof erfundene Siege hinausposaune und österreichische Kriegserfolge verschleierte. Diese Meldung nahm er zum Anlaß, um allgemein zu räsonieren:

„In großen Königl. und Fürstlichen Residentzen ist schon allgemein Brauch / daß man bey schlimm = einlaufenden Zeitungen / nicht vil neues verlässliches höret / und daher bey solchen stillen Zeiten die Wahrheit gar selten an den Tag kommet / es seynd nicht allein andere Höfe in der weiten Welt / welche die Politique schön und genau observiren lassen.“⁶¹

Dies war deutlicher als bloße Kritik „zwischen den Zeilen“. Ansonsten aber hielt sich der *Post = tägliche Mercurius* prinzipiengetreu an seinen eigenen Leitspruch:

„Er schreibt was man schreibt / und saget was er hört / Könt' er's wissen / resonirt' er auch wie mans begehrt.“⁶²

1705 veränderte sich dieses Motto. An seine Stelle trat der Gedanke in den Vordergrund, zu schreiben, wie man es begehrt. Dieser Wandel läßt sich aus den kommunikationspolitischen Restriktionsmaßnahmen erklären, die Joseph I., der Nachfolger Leopolds I., sofort nach Regierungsantritt erlassen hatte⁶³.

Ein Dekret darunter betraf alle „so einigermaßen in das publicum einlaufenden“ Schriften, also vor-

nehmlich Drucke politischen Inhalts. Sie waren nach ordnungsgemäßer Überprüfung durch die zuständige Universität Wien künftighin dem Hof zur eigentlichen Approbation vorzulegen⁶⁴. Dieses Regulativ führte zu einer entsprechenden Entmachtung der Jesuiten, die großteils die Zensoren an der Universität stellten, während das immer stärker um sich greifende autonome Selbstbewußtsein der Weltlichkeit einen Erfolg feierte⁶⁵.

So wie die Verzahnung des weltlichen und geistlichen Herrschaftsbestandes in dieser Zeit auseinander ging, förderten die Bemühungen der weltlichen Obrigkeit, das öffentliche Leben unter alleinige Kontrolle zu bringen, eine Zentralisierung der Kräfte. Bereits im ersten Regierungsjahr ließ Joseph I. eine eigene außenpolitische Abteilung innerhalb der österreichischen Hofkanzlei entstehen. Mit ihr war auf dem Bereich des Staatslebens „etwas Neues im Entstehen“⁶⁶ begriffen. „Lautes“ Mitdenken eines Zeitungsverlegers war nun offensichtlich nicht mehr begehrt.

Spezifitäten des *Mercurius*

Im Sommer 1704 versuchte Sedlmayer seinen Medienbetrieb zu verbreitern. Er schritt an die Herausgabe eines eigenen Produktes, das in vierzehntägiger Erscheinungsweise einen Auszug der wichtigsten Weltmeldungen bringen sollte, versehen mit „aller-

hand curieusen Anmerkungen“. Das „erste Entrée“, d. h. die erste Ausgabe, dieses *Kurtzen Außzugs derer merckwürdigsten Begebenheiten der Welt* ließ er durch den „Wienerischen Mercurio“ im September 1704 ans Licht stellen⁶⁷.

Willkommenen Anlaß für das erste Entrée boten die Siege des Prinzen Eugen am Kesselbach bei Blindheim und Hochstädt vom 13. August 1704⁶⁸: „Es meritiren dieselbige gantz wohl / daß man sie gleichsam zum Grunde derer künftigen Relationen lege.“ Die „herrlichen Victorien“ gaben auch den Stoff her. Ein „Freuden = und Glückwünschungs = Gedicht / über den glücklichen Sig und Progress derer hohen Allijrten Waffen in Teutschland“ mit 42 Strophen im alexandrinischen Versmaß füllte die ganze Nummer. Dieses Gedicht war mit 15 Fußnoten versehen, deren Erklärung jeweils am Strophenende folgte. Auf diese Weise erfuhr der Leser beispielsweise u. a., daß der „Hercyner = Wald“ vom „Hartze sonder Zweifel den Nahmen bekommen“ hat, „... insonderheit aber versteht man unter dem Wort Hircyniae Sylvae heut zu Tage den Schwartz Wald.“⁶⁹ Die hier nur auszugsweise wiedergegebene Eintragung zum „Hercyner = Wald“ schließt mit dem folgenden Literaturhinweis: „Eine umständlichere Beschreibung davon findet man bey dem Münstero Cosmograph. I., 5. c. 258, seqq. und Mart. Zeiler, Reiß = Büchlein / teütsch. Contin. I. c. 26 p. 352.“⁷⁰

Insgesamt erhalten die Anmerkungen zehn Literaturzitate, die von Gewissenhaftigkeit in der Redaktionsarbeit beredtes Zeugnis ablegen. Die längste Anmerkung bezieht sich auf die Festung Gibraltar. Dabei wurde auf die geographische Lage, die Entstehung des Begriffs der Herkulesäulen sowie auf die Befestigungsanlagen hingewiesen. Ans Ende der Eintragung wurde ein beziehungsvoller Übergang zum aktuellen Geschehen gestellt: „im Jahre 1697. hat der Holländische General Jacob Heimbskirchen einen Sig gegen die Spanier vor Gibraltar befochten / wodurch der Fride mit denen Spanieren umb ein merckliches befördert worden / wovon man bey dem Grotio in Anal. Belgic I. 16. p. 512 seq. umständlichere Nachricht haben kann.“⁷¹

Wie lange der „Außzug“ erschienen ist, läßt sich nicht zweifelsfrei klären⁷². Wahrscheinlich ist er schon nach seiner ersten Ausgabe eingestellt worden. Mit seinen Impulsen für die redaktionelle Arbeit im Betrieb des *Post = täglichen Mercurius* lebte er aber fort.

Sedlmayer vergrößerte nämlich die bestehende Distanz zu den übrigen Blättern Wiens im ersten Monat nach der Herausgabe des *Außzugs* mit einem qualitativen Quantensprung. Er kündigte ein Service an, das in seiner Attraktivität zumindest in Wien kein Gleiches kennt:

1703. Ii.
Mit Römisch-Kaiserl. Majest. Allerhöchsten
Special-Privilegio ist der Post-tägliche
MERCURIUS,

Oder
Ein ganz besondere Post-tägliche Relation, von
den wichtigsten in Europa vorgegangenen Novellen / mit
couriosen Raisionemens, und Politischen Reflexionen untermen-
get / den geneigten New-Regierigen zur beliebten Vergnügung zusammen
getragen und verlegt in der Kaiserl. Residenz-Stadt Wien / 3 1
Durch Joh. Paul Sedlmayer / Universitätschen Buchhändler /
das Gerold in der Kärntnerstrah / in großen Haften / Hauß.

Sambstag / den 19. May.



nen / doch haben sie endlich nach so viel gehaltenen Condeis de guerre for-

(o)

Schon so lange Zeit durch Aug
die Französische Soldater eing
eingeschräncket / doch annoch
niemahlen einen sonderbaren Ab-
gang erlitten / Bestung Berfello hüt-
te ihr selbst nicht eingebildet / daß
die in so vielen so wol an den Fran-
sösischen Hof / als auch bey der in
Italien sich befindenden Generals-
ität gehaltenen Kriegs-Conferenzz /
und oftmahlis doch unnöthig /
nach jenen: *Consilium nox uo satis,*
widerholten großen Kriegs-Rath
fest gestellte formale Belagerung so
lang solte aufgeschoben werden /
indeme diese Bestung ihnen allzeit
ein Impedimentum anwercken / ohne
welches sie denen Trutchen den
Pooßfuß / und also solch dero
Subsistenz nicht abshneiden könn-

„Dem geneigten Leser dienet zur Nachricht, daß alle Wochen das Vornehmste was in Mercurio hindurch gestanden / alle Mittwoch ein Extract davon soll beygefüget werden. Sambstag aber wird man statt dessen die remarquablste / historische / politische / und geographische Anmerkungen darzu annectiren.“⁷³

An diesem Programm hielt der *Post = tägliche Mercurius* rund zwei Jahre fest⁷⁴. Jeden Mittwoch brachte er am Blattende eine kurze Zusammenfassung der wichtigsten Nachrichten aus der Samstagsausgabe. Hinter der Einrichtung dieses Services stand mehr als eine Laune. In ihr brach sich das didaktische Prinzip Bahn, Verständnis für Zusammenhänge zu nähren und die vermittelte „Welt“ überschaubarer zu machen. Lernen sollte angeregt werden.

Die angekündigten „remarquablisten“ historischen, politischen und geographischen Anmerkungen brachte der *Post = tägliche Mercurius* jeweils am Blattende in Form unterschiedlich langer Fußnoten. Ihre Gestaltung beweist hinlänglich, daß sich die Redaktion dabei eines umfangreichen Handapparates⁷⁵ bedient hatte. Ihn beizustellen war dem Buchhändler und Verleger Sedlmayer sicher kein sonderliches Problem gewesen.

Die Anmerkungen setzten den Leser beispielsweise nicht nur in Kenntnis von topographischen und statistischen Daten der Insel „Babada oder Barbados“⁷⁶ innerhalb der Antillengruppe oder der historischen Entwicklung des Königreichs „Murcia“⁷⁷ in Spanien, sondern vermittelten ihm neben vielen genealogischen Abrissen, aktuellen Wirtschaftsdaten und Erklärungen politischer Verhältnisse auch Beschreibungen von Kulturdokumenten, wie etwa durch die auszugsweise Wiedergabe eines Katalogs jener Gemälde, die zu dieser Zeit im Kloster Montserrat aufbewahrt waren⁷⁸. Ebenso erfuhr er auf diese Weise von diversen städtischen Lokalitäten: Odense „hat auch ein schönes Kloster vor das männliche Geschlecht / und ein anderes vor das Frauen = Zimmer / wie nicht weniger schöne Gast = Häuser“⁷⁹.

Diese Anmerkungen verhalfen dem *Post = täglichen Mercurius* weit über die Rolle eines Mediators hinaus zur Übernahme einer Bildungsfunktion. Er entlastete seine Leser, selbst nach Hintergrundinformationen zu suchen, wie es Christian Weise, Professor für Eloquenz, Politik und Poesie am Gymnasium zu Weißenfels, im Jahre 1676 den nach „Zeitungen Lechzenden“ empfohlen hatte⁸⁰. Andererseits erfüllte er prinzipiell schon jene Forderung, die fünfzig Jahre später in einer anonym erschienenen Schrift vom recherchierenden, „idealen“ Zeitungsschreiber verlangt wurde:

„Sein Endzweck ist, neue und merkwürdige Begebenheiten bekannt zu machen. Er wird sich also zuvörderst um den gegenwärtigen Zustand des Landes erkundigen, in welchem Krieg geführt wird, er wird die Beschaffenheit der beyderseitigen Armeen, in Ansehung ihrer Stärke, der Völker, woraus sie bestehen, der Zufuhre, welche sie haben, der Oerter, wo sie stehen, der Kriegs-

zucht, welche sie halten, u. s. w. suchen kennen zu lernen. Hat er dieses erlanget, so hat er bereits halbe Arbeit gethan.“⁸¹

Ausblick vom Abgang

Das hohe Niveau eines Pioniers von Qualitätszeitung hielt Sedlmayer bis ins Jahr 1707. Aus welchen Motiven er dann vom reichen Programm des *Post = täglichen Mercurius* Abstand nahm oder nehmen mußte, liegt völlig im Dunkeln. Im Lichte des botmäßigen Rückzugs als Kommentator nach den kommunikationspolitischen Restriktionsmaßnahmen Josephs I. läßt sich ein obrigkeitliches Einschreiten durchaus denken. Sein verändertes Selbstverständnis legte er jedenfalls in der ersten Ausgabe des Jahres 1708 offen, indem er die Erklärung „mit courieusen Raisonemens, und politischen Reflexionen vermengt“ ersatzlos aus dem Zeitungstitel strich⁸².

Im Frühjahr desselben Jahres formte er zur „besere[n] Bequemlichkeit“ der Leser die Vertriebsmodalität um: Der Bezug seines Blattes konnte weiterhin bei ihm, aber auch direkt beim Drucker Andreas Heyinger besorgt werden⁸³. Diese Veränderung läßt drei Interpretationen zu. Einerseits mag sie darauf hindeuten, daß Sedlmayer ein minimales Äquivalent für einen unfreiwilligen Abschied von seiner großen Idee eines Zeitungsunternehmens gesucht hat. Gemeinsam mit seiner Ankündigung zu Beginn des Jahres 1709, der *Post = tägliche Mercurius* werde hinkünftig ausschließlich vom Buchdrucker Heyinger ausgegeben⁸⁴, kann sie andererseits als Einleitung für einen geplanten Rückzug aus der Zeitungsbranche gewertet werden. Es mag sich jedoch auch so verhalten haben, daß Sedlmayer mit der Veränderung der Vertriebsmodalität im Frühling 1708 zunächst ein ungebrochenes Engagement für den Leser dokumentieren wollte und erst während des laufenden Jahres endgültig zur Kenntnis nehmen mußte, daß die hohe Zeit des *Post = täglichen Mercurius* abgelaufen war. Ab 1708 unterschied sich sein Blatt von der Wiener Konkurrenz, dem *Wienerischen Diarium* und den beiden fremdsprachigen Blättern *Cursor ordinarius* und *Il Corriere ordinario* graduell nämlich nicht mehr. Das „Stillschweigen“ des *Post = täglichen Mercurius* währte bis zur erzwungenen Stilllegung zu Beginn des Jahres 1724⁸⁵.

Als kommentierender Weggenosse seiner Leser und Wissensmittler erlebte der *Post = tägliche Mercurius* eine kurze Hochblüte. Nur in dieser Periode läßt sich die ordnende Hand eines verantwortlichen Redakteurs nachweisen. Dennoch geben seine besonderen Attribute Anlaß, Skepsis gegenüber langfristig eingebneten, abgeschliffenen und geglätteten Darstellungen zu hegen: „Raisonement“, Meinungsbeiträge waren nicht zugelassen. Daher erstarrten die Zeitungen zu reinen Nachrichtenblättern mit zufällig

zusammengeballtem Wust meist trockener Berichte, das 18. Jahrhundert brachte praktisch gegenüber dem 17. keinen Fortschritt.“⁸⁶

Diese Auffassung ist natürlich nicht grundsätzlich zu revidieren, wohl aber unter dem Eindruck der Arbeitsweise im Betrieb der Zeitung Sedlmayers zukünftig differenzierter zu sehen. Schließlich ist der *Post = tägliche Mercurius* mit seinen „remarquabilsten“ Anmerkungen sogar redaktioneller Vorreiter der Rubrik „Wissen“ im 1988 gegründeten „Standard“.

¹ Vgl. Anton Durstmüller, *500 Jahre Druck in Österreich. Die Entwicklungsgeschichte der graphischen Gewerbe von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Bd 1, Wien 1982, 18–19.

² In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurden folgende Zeitungen gegründet: *Ordinari Zeitungen* (1621–1706–?), *Ordentliche Postzeitungen* bzw. *Ordentliche Zeitungen* (1622–1639), *Extra Ordinari Mittwoch Postzeitungen* (1644–1706–?) und die dem Titel nach unbekannt Zeitungen des Wiener Druckers Gelbhaar (?–1646). Für eine ausführliche Darstellung dieser Blätter sorgte Helmut W. Lang, *Die deutschsprachigen Wiener Zeitungen des 17. Jahrhunderts in Wien*, Phil. Diss., Wien 1972.

³ Vgl. Jürgen Habermas, *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*, 5. Aufl., Neuwied, Berlin 1971, 37.

⁴ Vgl. die Ausführungen des Verfassers *Absolutismus und Zeitung. Die Strategie der absolutistischen Kommunikationspolitik und ihre Wirkung auf die Wiener Zeitungen 1621–1757*, Phil. Diss., Wien 1978. Der vorliegende Beitrag stützt sich auf einige dort vorgelegte Befunde.

⁵ Vgl. Adolph Wiesner, *Denkwürdigkeiten der österreichischen Zensur vom Zeitalter der Reformation bis auf die Gegenwart*, Stuttgart 1847, 80.

⁶ Lang (o. Anm. 1), 54.

⁷ *Neu ankommender Courier* (1671–1706–?), *Il Corriere Ordinario* bzw. *Il Corriere di Vienna* (1671–1746–?), *Cursor Ordinaris sive Nova Universalis* (1671?–1714?).

⁸ Vgl. dazu Adolf Dresler, *Geschichte der italienischen Presse*, Teil 1, München 1931, 67; Marcus Landau, *Die italienische Literatur am österreichischen Hofe*, Wien 1879, 10–11; Konrad Jekl, *Die Italiener in Wien in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts*, Phil. Diss., Wien 1953, 5–6; A. Fabricius, *Zur Geschichte des russischen Postwesens*, in: *Baltische Monatsschrift*, 12/1865, 191–193; Kurt Krebs, *Das kursächsische Postwesen zur Zeit der Oberpostmeister Johann Jakob Kees I und II* (Geschichte der Familie Kees, 2), Leipzig 1904, 527.

⁹ Latein war nicht nur ungarische Amtssprache, sondern wurde vom größten Teil der Ungarn beherrscht. Vgl. Franciscus Ernestes Brückmann, *Epistola itineraria XCIX. sistens memorabilia Hungaria*, Wolfenbüttel 1740, 5: „Major Hungarorum pars Latinam callet et loquitur“.

¹⁰ Kaspar Stieler, *Zeitungs Lust und Nutz*. Vollständiger Neudruck der Originalausgabe von 1695. Hrsg. von Gert Hagelweide, Bremen 1969, 59. Dieses umfangreiche Werk wartet noch immer auf eine kommunikationstheoretische Aufarbeitung.

¹¹ Ebd.

¹² Ebd., 37.

¹³ Diese Kundmachung selbst ist anscheinend verschollen. Recherchen im Niederösterreichischen Landesarchiv blieben jedenfalls erfolglos. Eingesehen wurden die Patente und Zirkularien der Hof- und Landesstelle 5 und 48 sowie die betreffenden Protokolle und Indizes. Den frühesten Beleg für die öffentliche Auf-

forderung zur Gründung eines neuen Zeitungsunternehmens bietet der Überblick *Österreichs Zeitschriften für 1819*. In: *Literarischer Anzeiger*, 2/1819, 17, 133.

¹⁴ Grete Klingenstein, *Staatsverwaltung und kirchliche Autorität im 18. Jahrhundert*. Das Problem der Zensur in der Theresianischen Reform, Wien 1970, 153.

¹⁵ Ebd., 154.

¹⁶ Abraham a Santa Clara, *Wunderwürdiges gantz neu ausgehecktes Narren = Nest oder Curieuse officin und Werckstatt mancherley Narren und Närrinnen zu nützlicher und kurzweiliger Zeit = Vertreibung sitlicher Lehr und Nachricht*, Teil 3, 2. Auflage, Wien 1751, 69.

¹⁷ Sein Urgroßvater Johann Theobald hatte im Jahre 1619 das alleinige Vorrecht zugesprochen erhalten, das „Brevium Historicum, oder historische Relation aller denkwürdigen Sachen mit der Conzination von Messen zu Messen in truck mit kupferstücken, teutsch und latein abgeben zu lassen“. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Reichshofrat, Impressoria, Fasz. 63.

¹⁸ Zur Person Schönwettters:

1698 hatte ihm Leopold I. das *privilegium impressorum* für die Herausgabe der „Halbjährigen Frankfurter Relation, sonst Mercurius genannt“ verliehen. Es sollte Anfang 1701 wirksam werden. Leidtragender dieser Entscheidung war Johann Steindecker, Erbe der Frankfurter Verleger- und Buchhändlerfamilie Latomus, dem der Kaiser noch 1693 ein auf acht Jahre befristetes Privileg auf eben jene Meßrelation gewährt hatte.

Vgl. Hildegard Starp, *Das Frankfurter Verlagshaus Schönwetter 1598–1726*, Phil. Diss., Mainz 1956, abgedruckt in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens*, 1/1956, 38–113; hier 75. (Ihre Deutung, Schönwetter sei um die Verleihung eines Zeitungsprivilegs eingekommen, steht allerdings im Widerspruch zum aktenmäßig erhaltenen Ansuchen.)

Diesem Privilegwechsel war eine scharfe Attacke Schönwettters vorausgegangen: Gemäß dem Fremdbild des Wiener Hofes vom „idealen“ Verleger machte er Steindecker den Vorwurf, evangelisch zu sein: Obendrein hätten die ebensowenig katholischen „Latomischen Erben“ bei der Herausgabe der Frankfurter Meßrelationen stets die kaiserliche Zensur in Mainz umgangen und „schier jedesmal ex innata passione entweder was Scandalosos von der Cathol: Religion, oder was odioses wieder dieselbe inseriert.“ HHSStA, RHR, Impr., Fasz. 63.

Ob Schönwetter sein auf diese Weise erworbenes Privileg dann tatsächlich in Anspruch genommen hat, ist ungeklärt.

Vgl. Gustav Schwetschke, *Codex Nundinarius Germaniae literatae bisecularis*. Meß-Jahrbücher des deutschen Buchhandels von dem Erscheinen des ersten Meß = Kataloges im Jahre 1564 bis zur Gründung des ersten Buchhändler = Vereines 1765, Halle 1850, XXI; Alexander Dietz, *Frankfurter Handelsgeschichte*, Band 3, Frankfurt a. M. 1921, 100. Dietz gibt nur an, daß die langwierigen Streitigkeiten um das Druck- und Verlagsrecht der Frankfurter Meßrelationen erst im Jahre 1703 ihr Ende gefunden hatten, als der Kaiser seinen lieben Notar Engelhardt, dessen Betrügereien der Rat wiederholt aufgedeckt hatte, und seinen Erben ... das alleinige Recht an den Relationen übertrug und den Steindeckerischen Anteil trotz aller Proteste kassierte.“

Da er unter dem Eindruck des niedergehenden Verlagsgebarens seiner Familie bald nach Zuteilung des Privilegs den Mittelpunkt seines geschäftlichen Lebens nach Wien verlegt hatte, um sich hier eines günstigeren Fortkommens zu versichern, dürfte er auf die Beanspruchung verzichtet haben.

Starp, Ebd., 61.

¹⁹ HHSStA, RHR, Impr., Fasz. 63.

²⁰ Wann Schönwetter um die Herausgabe einer Zeitung angesucht hat, läßt sich nicht feststellen. Neben der Bestätigung seines Vorrechts auf den „Staats- und Stands = Calendar“ wurde er mit dem Verlag des „Wienerischen Andachtsbüchls oder Fest-Calendarers mit allen vorfallenden Hof- und Kirchenfesten, sammt allen

denkwürdigen Ceremonien und Solemnitäten mit oder ohne Kupfer“ privilegiert. Archiv der Universität Wien, II S 181; zit. bei Anton Mayer, *Wiens Buchdrucker-Geschichte 1482–1882*, Bd 2, Wien 1887, 14.

²¹ RHR, (o. Anm. 19).

²² Schönwelters Plan fand erst zwei Generationen später seine modifizierte Realisierung. In der Vorankündigung der „Wöchentlichen Reichstagszeitung“ vom 16. Juli 1759 wurde aber nicht auf den Hinweis vergessen, man werde sich von diesem Blatt keine Veröffentlichung von Kabinettsgeheimnissen oder gesandtschaftlichen Berichten erwarten dürfen. Vgl. Margot Lindemann, *Deutsche Presse bis 1815*, (Abhandlungen und Materialien zur Publizistik 5), Berlin 1969, 180.

²³ Damals kamen in Wien sechs andere Zeitungen heraus: Neben den *Ordinari Zeitungen*, *Extra Ordinari Mittwochs Postzeitungen* (vgl. Anm. 1) und den 1671 gegründeten Blättern, *Neu ankommenden Courier*, *Cursor*, *Corriere* (vgl. Anm. 7) erschien bereits der *Post = tägliche Mercurius*.

²⁴ Wienerisches Diarium, 1703, 1 vom 8. August. Die zitierte Ankündigung ist Teil des Gesamttitels.

²⁵ Vgl. hierzu den Buchtitel *Zeitungs Lust und Nutz* Caspar Stielers, 1695 (o. Anm. 10).

²⁶ Eine genauere Datierung läßt die Aktenlage nicht zu.

²⁷ Archiv der Universität Wien, III S 181; Wiener Stadt- und Landesarchiv, Alte Registratur 31/1703.

²⁸ Die Zensur von Zeitungen war dem Kompetenzbereich der Universität schon 1646 entzogen und der politischen Landesbehörde, der Niederösterreichischen Landesregierung, übertragen worden. Archiv der Universität Wien V Z 2. Die Inaugurationsinstanz der Universität für Buchdrucker war davon unberührt geblieben. Daher wurde es ihr zur Verpflichtung gemacht, die Verleger der eingeschessenen Wiener Blätter von dieser Entscheidung zu informieren.

²⁹ Zu deren Obliegenheiten zählte es, erteilte Privilegien in ihrem jeweiligen Jurisdiktionsbereich zu schützen.

³⁰ Der „Mercurius“ war neben dem „Kurier“ und „Postillon“ Symbol des Postzeitungswesens. Er trat in verschiedenen Situationen auf, jedoch immer in Flügelschuhen und mit dem Schlangentab in der Hand. Meistens erschien er als „über Meer und Land dahinfliegender Mercurius, weniger häufig als reitender Merkur“. Eduard Schulze, *Über Entwicklung und Bedeutung der deutschen Zeitungsnamen*, In: *Zeitungswissenschaft*, 5/1930, 9.

³¹ Nr. A vom 31. Jänner 1703.

³² Nr. E vom 14. Februar 1703.

³³ Nr. A vom 31. Jänner 1703.

³⁴ Edgar Blümm, *Zeitung und literarisches Leben im 17. Jahrhundert*, In: Albrecht Schöne (Hrsg.) *Stadt — Schule — Universität — Buchwesen und die deutsche Literatur im 17. Jahrhundert*, München 1976, 492–505; hier 497.

³⁵ Lukian, *Gespräche der Götter und Meergötter, der Toten und der Hetären*. In Anlehnung an Christoph Martin Wieland übersetzt und herausgegeben von Otto Seel, Stuttgart 1967, 243. Über die Göttergespräche liegt im Institut für klassische Philologie der Universität Wien eine Hausarbeit vor: Angelika Huber, *Motivgeschichtliche Untersuchungen zu den Göttergesprächen des Lukian*, Wien 1986.

³⁶ Gedruckt wurde der *Mercurius* in der Offizin Ignaz Hayinger.

³⁷ Nr. B vom 3. Februar 1703.

³⁸ „Geschrey“ steht hier für Kunde.

³⁹ Nr. X vom 12. März 1704.

⁴⁰ Dieser Begriff stellt zweifellos eine „Notlösung“ dar. Auf seine Problematik kann hier nicht ausführlich eingegangen werden, zumal sich die diesbezügliche Diskussion schon in Wortschöpfungen wie „Zeitung“ ergangen hat. Ohne das Interesse an der Geschichte journalistischer Berufe verletzen zu wollen, erscheinen sie jedenfalls völlig unergiebig und als Wortklauberei ablegbar, so-

lange keine Identifizierung dieser „Zeitungsschreiber“ möglich ist. Skepsis gegenüber einem derartigen Verlangen soll gleichwohl nicht davon geleitet sein, daß die Identität des „Zeitungsschreibers“ im vorliegenden Unternehmen nicht gelüftet werden kann.

⁴¹ Nr. B vom 3. Februar 1703.

⁴² Nr. C vom 7. Februar 1703.

⁴³ Nr. Pp vom 9. Juni 1703.

⁴⁴ Nr. Nn vom 2. Juni 1703.

⁴⁵ Nr. Mm vom 30. Mai 1703.

⁴⁶ Nr. Ll vom 19. Mai 1703.

⁴⁷ Nr. Vvv vom 19. August 1705.

⁴⁸ Nr. Zzz vom 29. August 1705.

⁴⁹ Uta Quasthoff, *Soziales Vorurteil und Kommunikation — eine sprachwissenschaftliche Analyse des Stereotyps*, Frankfurt a. M. 1973, 137; vgl. dazu auch Gerhard Maletzke, *Ziele und Wirkungen der Massenkommunikation*, (Studien zur Massenkommunikation 7), Hamburg 1976, 126.

⁵⁰ Nr. Dd vom 2. Mai 1703.

⁵¹ Diese Schreibweise ist unrichtig. Vendome war befehls-habender General französischer Truppen in Italien.

⁵² Nr. F vom 17. Februar 1703.

⁵³ Nr. Kk vom 23. Mai 1703.

⁵⁴ Nr. Pp vom 9. Juni 1703.

⁵⁵ Nr. Rr vom 16. Juni 1703.

⁵⁶ Zum weiteren Verlauf dieser Offensive: Max Emanuel von Bayern drang in der zweiten Hälfte des Juni 1703 entlang des Inn in Tirol ein. Schon am 2. Juli dieses Jahres konnte er sich in Innsbruck huldigen lassen. Der Landesherrlichkeit konnte er sich allerdings nicht sehr lange erfreuen. Denn den Bauern Tirols, die sich in entlegenen Tälern gesammelt hatten, gelang es, die Bayern binnen kurzer Zeit aus dem Lande zu vertreiben. Damit war der Plan einer Vereinigung der bayrischen Streitkräfte mit jenen Vendomes vereitelt. Die Situation blieb dennoch angespannt. Nach dem Sieg eines bayrisch-französischen Heeres über die Kaiserlichen bei Schwenningen und Höchstädt schien die Lage für das Haus Habsburg unhaltbar. Das erfolgreiche bayrisch-französische Heer drang nach Oberösterreich ein, und die ungarischen Freiheitskämpfer unter Franz II. Rákóczy schwärmten unter Ausnutzung der Bedrängnis Leopold I. bis gegen Wien aus. Erst nach der Ernennung des Prinzen Eugen von Savoyen zum Präsidenten des Hofkriegsrates begann sich eine Wende abzuzeichnen.

⁵⁷ Nr. D vom 10. Februar 1703.

⁵⁸ Nr. K vom 3. März 1703.

⁵⁹ Außerhalb von Wien bestanden zu dieser Zeit keine Zeitungsunternehmen, die in den Kompetenzbereich der Regierung hätten fallen können.

⁶⁰ Nr. Ll vom 26. Mai 1703.

⁶¹ Nr. Pp vom 9. Juni 1703.

⁶² Letzter Vers seines Neujahrsspruches, mit dem er das zweite Bestandsjahr eingeleitet hat. Nr. A vom 2. Jänner 1704.

⁶³ Die Restriktionsmaßnahmen Josephs I. betrafen zunächst die Geschriebenen Zeitungen. Wiener Stadt- und Landesarchiv, Patent Sammlung 74/1700–09; zit. bei Gustav Gugitz, *W. L. Wekhrlins Aufenthalt in Wien und die Wiener handschriftlichen Zeitungen*, In: *Zeitungswissenschaft*, 9/1934, 2, 49–62, 104–119; hier: 107–108; *Sammlung der bey dem Kaiserl. höchst = preislischen Reichs = hoff = Rath ... betreffenden Decretorum communium*, Wien 1786, 72. Vgl. dazu auch Duchkowitsch (o. Anm. 4), 129–146, 445–448, vor allem aber Doris Tautsch-Gerstmeier, *Die geschriebenen Zeitungen des 18. Jahrhunderts*, Phil. Diss., Wien 1982. Die andere Regulative betraf Schriften mit politischem Inhalt. Solche Schriften mußten nach ordnungsgemäßer Überprüfung durch die Zensurstelle der Universität Wien dem Hof zur endgültigen Approbation vorgelegt werden. Archiv der Universität Wien, IV C.

⁶⁴ Vgl. August Fournier, *Gerhard van Swieten als Censur*. Nach archivalischen Quellen. In: *Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Cl.* 84/1877, 387–466; hier

393. Seine Darstellung und Deutung gehen an den Akten vorbei. Sie wurden in dieser Form lange tradiert. Vgl. Hermann Gnau, *Die Zensur unter Joseph II.*, Straßburg, Leipzig 1911, 8 sowie Paul Müller, *Beiträge zur Geschichte des österreichischen Kalenderwesens*. In: Jahrbuch des Vereines für Geschichte der Stadt Wien, 3/4/1942, 126–148; hier 115–116.

⁶⁵ Die Zensoren der Universität Wien kamen der Verordnung zunächst anscheinend nur nachlässig, widerwillig oder überhaupt nicht nach. Joseph I. ließ der Universität fast auf den Tag genau ein Jahr nach seiner ersten Verfügung einschärfen, sich an die Vorlagepflicht „dergleichen in das Publicum einlaufende oder von Staatssachen handelnde Bücher und Opera“ exakt zu halten. Archiv der Universität Wien, IV C.

⁶⁶ Grete Klingenstein, *Institutionelle Aspekte der österreichischen Außenpolitik im 18. Jahrhundert*, In: *Diplomatie und Außenpolitik Österreichs*, (Schriften des Institutes für Österreichkunde 30). Wien 1977, 82.

⁶⁷ Ein Exemplar dieses „Außzugs“ befindet sich im Bestand der Österreichischen Nationalbibliothek als Beilage des „Post = täglichen Mercurius“, beigebunden der Nr. 0000. Ob Sedlmayer damit die Ehre zukommt, die erste Zeitschrift Österreichs oder das erste Beiblatt einer österreichischen Zeitung gegründet zu haben, soll hier nicht Gegenstand sein. Vgl. Wolfgang Duchkowsch, „Kurzer Außzug derer Merkwürdigsten Begebenheiten der Welt“. Die erste Zeitschrift Österreichs? In: *Biblos* 31/1982, 305–313.

⁶⁸ Zur Vorgeschichte siehe Anm. 56.

⁶⁹ Kurtzer Außzug derer Merkwürdigsten Begebenheiten der Welt, 3.

⁷⁰ Ebd., 4.

⁷¹ Ebd.

⁷² Bis dato ließ sich nur die erste Nummer auffinden.

⁷³ Nr. Qqqq vom 22. Oktober 1704.

⁷⁴ Aus welchem Motiv heraus in der zweiten Hälfte des Jahres 1706 davon Abstand genommen wurde, kann aufgrund der anscheinend unschließbaren Lücke im gesamterhaltenen Bestand (30. Juni 1706 bis 1. Jänner 1707) nicht geklärt werden.

⁷⁵ Festzustellen, aus welchen Nachschlagewerken sich dieser Handapparat zusammengesetzt hat, war zunächst ein erklärtes Ziel dieses Beitrages. Diverse Recherchen ließen allerdings bald erkennen, daß eine solche Aufgabe sinnvoll nur in Teamarbeit mit anderen Wissenschaftsdisziplinen angegangen werden kann.

⁷⁶ Nr. llii vom 11. Juli 1705.

⁷⁷ Nr. Kk vom 17. April 1706.

⁷⁸ Nr. Ff vom 3. April 1706.

⁷⁹ Nr. Lll vom 3. Oktober 1705.

⁸⁰ Christian Weise, *Über das Lesen von Zeitungen*, Frankfurt, Leipzig 1685. Abgedruckt in: Karl Kurth (Hrsg.) *Die ältesten Schriften für und wider die Zeitung*, Brunn, München, Wien 1944, 45–85; hier 54–55.

⁸¹ J. G. H. *Wohlmeinender Unterricht für alle diejenigen, welche Zeitungen lesen, worinnen so wohl von dem nützlichen Gebrauche der gelehrten und politischen Zeitungen, als auch von ihrem Vorzuge, den einige vor andern haben, bescheidenlich gehandelt wird*; Nebst einem Anhang einiger fremder Wörter, die in Zeitungen häufig vorkommen, Leipzig 1755, 23.

⁸² Nr. A vom 4. Jänner 1708.

⁸³ Nr. Dd vom 4. April 1708. Davor konnte der *Post = tägliche Mercurius* nur direkt beim Verleger Sedlmayer bezogen werden.

⁸⁴ Nr. H vom 26. Jänner 1709.

⁸⁵ Wolfgang Duchkowsch, *Die Finanzierung der Hofbibliothek durch die Zeitungssartha*. Neue Aspekte zum 250jährigen Bestandjubiläum des Prunksaales der Österreichischen Nationalbibliothek, In: *Wiener Geschichtsblätter*, 31/1976, 4, 221–238; hier 231–232. Die Verlegerschaft Johann Paul Sedlmayers läßt sich bis 1716 nachweisen. Danach traten Simon Schmid bzw. seine

Witwe und anschließend Johann Baptist Schilgen als Gemahl der Witwe Schmidts die Erbfolge an.

⁸⁶ Elisabeth Noelle-Neumann, *Pressegeschichte*, In: Dies. (Hrsg.) *Publizistik*, Frankfurt/M. 1971, 249–250. In seinem wichtigen Beitrag *Sozialgeschichte als Aspekt der Medientheorie* geht Rolf Sülzer ebenso von dieser Vorstellung aus: Die Zeitungsproduktion habe sich bis ins 19. Jahrhundert „auf mehr oder weniger zufällig zusammengestellte Nachrichten aus verschiedenen Orten“ beschränkt. Außerdem habe im Grunde eine „redaktionelle Bearbeitung des anfallenden Nachrichtenmaterials“ nicht stattgefunden. Rolf Sülzer, *Sozialgeschichte als Aspekt der Medientheorie*, In: Jörg Aufermann, Hans Bohrmann, Rolf Sülzer (Hrsg.) *Gesellschaftliche Kommunikation und Information*, Bd 1, Frankfurt/M. 1973, 207–235; hier 221. Den entsprechenden Beleg findet Sülzer bei Ernst Baasch, der in seiner 1930 veröffentlichten *Geschichte des Hamburgischen Zeitungswesens* angegeben hat: „Die Redaktion hatte nichts weiter zu tun, als die Correspondenten auszusuchen, ihre Einsendungen zu veröffentlichen und nötigenfalls zu kürzen; eigenes gab sie nicht dazu.“ Ernst Baasch, *Geschichte des Hamburgischen Zeitungswesens von den Anfängen bis 1914*, Hamburg 1930, 6.

WERKBLATT

ZEITSCHRIFT für
PSYCHOANALYSE und GESELLSCHAFTSKRITIK



„Allerdings und ganz besonders, da ich leider so vieles kritisieren muß, möchte ich hier das ganz ausgezeichnete WERKBLATT, Zeitschrift für Psychoanalyse und Gesellschaftskritik des vom Bundesministerium geförderten Vereins WERKSTATT in Salzburg erwähnen, das heute eine der ersten Zeitschriften auf diesem Fachgebiet ist. Mäximalmal geschickt zum Glück auch noch in Österreich Nennenswertes ...“
Erich FRIED

ABONNEMENTS, EINZELHEFTE, PROBE-EXEMPLARE, BESTELLUNGEN WERKSTATT

Mühlbacherhofweg 5, A-5020 Salzburg
Tel.: 8418294

WERKBLATT, das Beste aus Salzburgs Alternativen!
128 Seiten, zweimal im Jahr, 150.-GS/DM 23.-

WERKSTATT

ZDENĚK ŠIMEČEK

„Publizistische Vororte“ Wiens

Zeitungsentwicklung in Böhmen und der Slowakei im 18. Jhd.

Ein Beitrag zur Problematik der Untersuchung von Zeitungen und Journalistik in den böhmischen Ländern im 18. Jahrhundert könnte kaum seinen Zweck erfüllen, wäre er nur als Aufriß der publizistischen Geschichte auf dem Gebiet der heutigen Tschechoslowakei konzipiert. Vor allem müßte man mit der Erörterung der Pressepolitik des absolutistischen Habsburgerstaates, des Privilegs und der Zensur als Instrumente seiner Politik, der Regulative für die Herausgabe von Zeitungen — wie Zeitungsarrha, Abhängigkeit der Zeitung von der Post und schließlich der Einführung des Poststempels — inhaltlich weit ausholen. Das alles sind Gemeinsamkeiten mit der Entwicklung der Zeitungen in der Residenzstadt Wien und auch in den Landeshauptstädten der Habsburgerprovinzen, Ungarn nicht ausgeschlossen.

Die gemeinsamen Grundlagen der Presseentwicklung wurden schon von A. Wiesner (in seinem Werk *Denkwürdigkeiten der österreichischen Zensur vom Zeitalter der Reformation bis auf die Gegenwart* [Stuttgart 1847]) betont. Es muß jedoch hervorgehoben werden, daß es nicht nur die Medienpolitik des Machtzentrums in Wien war, die den Presseverhältnissen und den Zeitungen in den Habsburgerländern ein einheitliches Gepräge gab¹. Auch unter den Herausgebern und Redakteuren setzten sich Bestrebungen um Errungenschaften durch, die anderswo in der Monarchie gang und gäbe waren. Es ging um die Durchsetzung verschiedener publizistischer und ökonomischer Vorteile, wie die Befreiung vom Postregal und der Pflicht, amtliche Kundmachungen kostenlos zu veröffentlichen, dem Erlaß der Stempelpflicht für Zeitungsexemplare, die von den Herausgebern an die Behörden geschickt wurden, Gesuche um eine Berechnung der Insertionsgebühren, die günstiger war als ursprünglich festgesetzt, die Erhöhung der Prämierungspreise bis zu Hinweisen auf eine angeblich mildere Zensurpraxis in anderen Ländern der Monarchie. Das Interesse an der wirtschaftlichen Prosperität der Zeitungen, die Privateigentum waren, verband die Herausgeber im ganzen Staat. In ähnlicher Weise bewegten konkrete Fragen der Pressepraxis die politischen Behörden der einzelnen Länder, und zwar direkt, ohne Vermittlung der Wiener Zentralstellen.

Der Höhepunkt dieser Entwicklung kann in dem Bestreben gesehen werden, die Zeitungs- und Zeitschriftenunternehmen vom Gründungsort in andere Städte zu verlegen. Eine solche Bewegung kann mit Beispielen bis ins beginnende 19. Jahrhundert nicht nur zwischen Wien und den Landeshauptstädten, sondern auch zwischen Prag und Brünn belegt werden.

Von diesen Bestrebungen, die vor allem im Jahre 1848 und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in breiterem Maße zur Geltung kamen, sind solche Fälle zu unterscheiden, wo infolge der Kriegsgefahr schon im 18. Jahrhundert die Verlegung der Herausgabe von Zeitungen in sichere Orte (Troppau, Olmütz) erwogen wurde und der Charakter der Regionalzeitungen sich nicht rechtlich oder ökonomisch, sondern infolge der Bedrohung oder später der Besetzung der Residenzstadt Wien (Troppau 1805) politisch veränderte. Im 18. Jahrhundert stand diesen Tendenzen noch keine sprachliche Differenzierung im Wege, die deutsche Sprache wurde sogar in Ungarn als Kultursprache aufgefaßt, während die Nationalsprachen infolge der theresianischen Schulreformen nur mehr als Volkssprachen charakterisiert wurden. Die meisten Zeitungen erschienen in deutscher Sprache.

Solche Feststellungen überschreiten den Rahmen der Geschichte des Journalismus eines Landes und gehören zu den Problemen der Zeitungsentwicklung im breiteren Kontext des habsburgischen Staatenkomplexes. Also nicht nur, weil der Staatsapparat einheitliche Rechts- und Verwaltungsnormen anwendete, sondern auch deshalb, weil die Verfolgung konkreter Fragen manchmal ein Überschreiten der Landesgrenzen erfordert, ist es notwendig, daß sich die tschechischen und slowakischen Historiker mit den Arbeiten über die Geschichte der österreichischen Pressepolitik und mit der konkreten Entwicklung des Journalismus und des Zeitschriftenwesens in den österreichischen Kronländern, besonders aber in Wien, bekanntmachen. Auch die österreichischen Kommunikationshistoriker sollten sich über die Geschichte jener Länder orientieren können, die einst zur Monarchie gehörten. Eine Barriere bilden allerdings die sprachlichen Unterschiede. Wenn jedoch für die Entwicklung der Literaturen gilt — wie es der österreichische Slavist S. Hafner² unterstreicht —, daß sich im Vormärz trotz sprachlicher Verschiedenheiten eine gemeinsame Spezifik der literarischen und kulturellen Entwicklung herausbildete, so kann von den Aufgaben der Journalistik gewiß nicht die Pflicht ausgeschlossen werden, über einen Prozeß nachzudenken, der in der Monarchie die Unterschiedlichkeiten in der kulturellen Entwicklung auszugleichen bestrebt war und im Bereich des Journalismus und des Zeitschriftenwesens zu einer immer intensiver werdenden Zusammenarbeit führte.

Dieser Journalismus war in der Habsburgermonarchie im 18. Jahrhundert, vor allem in den letzten Jahrzehnten, mit einer Reihe gegenseitiger Abhängigkeiten gekennzeichnet. Daher konnten auch übereinstimmende Züge bei der Herausgabe und beim Redigieren der Zeitungen nachgewiesen werden, wie dies auch in anderen Bereichen kommerzieller Unternehmungen, zum Beispiel im Buchhandel, der Fall ist. Die Zeitungen in Wien, Prag, Brünn und Preßburg wurden häufig von denselben Personen herausgegeben und redigiert. Personelle Verbindungen findet man auch bei der Organisation von Zeitungslektüre und Lesekabinetten. Unter diesem Aspekt gesehen, sind gleichfalls buchhändlerische, kommerzielle Verbindungen zu erkennen. In anderen Fällen können in Wien und Prag, in Brünn und Preßburg, zumindest übereinstimmende Anregungen und Initiativen belegt werden. Durch staatliche Reglementierung, durch ähnliche soziale und kulturelle Bedingungen sowie durch gemeinsame, von einer gesamtösterreichischen Ideologie unterstützte Interessen ergab sich eine Reihe gemeinsamer Berührungspunkte. Diese Entwicklung trat besonders sichtbar in Brünn zutage³. Die dortigen Presseprodukte in deutscher Sprache fanden zu einem großen Teil Rezipienten in Wien, Graz und Ungarn.

Brünner Avantgarde

Am auffälligsten zeigten sich diese Tendenzen in der Zeitung *Patriotisches Tageblatt*. Unter der Leitung des Herausgebers und Redakteurs Christina Karl André wurde es zu einer öffentlichen Tribüne, die den Gedanken eines gesamtösterreichischen Patriotismus' vor allem im ökonomischen Bereich durchsetzte. Es ist wichtig, daß der Herausgeber dabei nicht, wie es üblich war, mit Erkenntnissen arbeitete, die er aus fremden Zeitungen und Zeitschriften übernommen hatte, sondern daß er für das Blatt Mitarbeiter aus der ganzen Monarchie zu organisieren wußte und ihre Originalbeiträge veröffentlichte. Die umfangreiche Korrespondenz reichte nach der Einstellung des *Tageblattes* für weitere, in der Tat schon wirklich journalistische Unternehmungen aus. Das *Patriotische Tageblatt* gestaltete sich zu einer Schule für Publizisten, die sich später in einer ganzen Reihe von Zeitungen und Zeitschriften in der Monarchie durchsetzten. Es sei hier wenigstens der Name des Reformators österreichischer Kalender, K. Jarendl, erwähnt.

Das *Patriotische Tageblatt* wandte sich an die damaligen Gebildeten, es rechnete vor allem mit der Mitarbeit von Wirtschaftsbeamten, Unternehmern, Soldaten sowie auch mit dem Adel und war bemüht, sie für den Fortschritt in landwirtschaftlichen und industriellen Unternehmen zu gewinnen. Das war ein Gebiet, das der Umgebung des Altgrafen Salm sehr nahestand, der in Brünn an der Spitze der Bestre-

bungen um die Entfaltung von Wissenschaft und Unternehmertätigkeit stand. André machte im *Patriotischen Tageblatt* die Leser systematisch mit Fragen des Schulwesens, des Handels, der Gewerbe sowie der Kultur im breitesten Sinne des Wortes bekannt. Die Zeitung sollte seiner Ansicht nach Aufklärung verbreiten und in konkreten Fällen Hilfe organisieren. Große Aufmerksamkeit widmete er der Frage der Teuerung, von der während der französischen Kriege die Armen am härtesten betroffen waren, und schlug den Aufbau öffentlicher Speicher sowie die Festsetzung der Grundnahrungsmittelpreise durch die öffentliche Hand vor. Er schrieb auch über die Wohnungsfrage und hatte die Idee, an die Stelle der Stadtmauern neue Miethäuser zu bauen. Im sozialen Programm stützte sich André auf die Hilfe der Philanthropen aus den Reihen des Adels und war bemüht, bei den Brünnener Großhändlern und Industriellen Verständnis zu finden. Seine idealistisch-philanthropischen Vorstellungen konnte er aufgrund fehlender Unterstützung nicht realisieren.

Das *Patriotische Tageblatt* stellt durch seine Auffassung von journalistischer Arbeit einen Wendepunkt nicht nur des Brünnener, sondern überhaupt des österreichischen Journalismus dar. Es ist das Werk eines Publizisten, der in Österreich Kants Philosophie propagierte und auf die epochale Bedeutung der französischen Revolution für die Entwicklung der Menschheit aufmerksam machte. Mit Gedanken aus dem Bereich der gesellschaftlichen Moral deckte er die Falschheit der Ideologie auf, die zur politischen Praxis Franz II. führte. André wies auf den Unfug hin, den die Staatsideologie mit dem Begriff „Aufklärung“ trieb. Für echte Aufklärung gebe sie nur das aus, was ihr entspreche, und so bliebe nur eine neue Schale, die die alte Dummheit und Beschränktheit verdecke.

Die Ideale, die er in der Zeitung verkündete, krönte der Gedanke eines gesamtösterreichischen Patriotismus, der von der Überzeugung der Nützlichkeit eines engsten Bündnisses unter den Ländern des habsburgischen Staatenkomplexes ausging. André glaubte an die Herausbildung einer Völkergemeinschaft innerhalb der österreichischen Monarchie, die in diesem Teil Europas wirtschaftlichen Fortschritt garantieren würde. Im Einklang damit wurde das *Patriotische Tageblatt* zu einem Kristallisationspunkt, um den sich zum ersten Mal eine große Gruppe von Menschen versammelte, die sich im Geiste des gesamtösterreichischen Patriotismus um die politische und wirtschaftliche Integration der neugewonnenen Gebiete im Osten (Galizien, Bukowina) bemühten und bestrebt waren, Böhmen und Mähren enger mit den österreichischen Ländern zu verbinden.

Es ist gewiß interessant, daß die Zeitung *Patriotisches Tageblatt* in Brünn und nicht in Wien erschie-

nen ist. Die Ursachen dafür beruhten in den Möglichkeiten, eine Öffentlichkeit zu organisieren, die gegen den Wiener Zentralismus und seine Übergriffe in den Provinzen eingenommen war. André berücksichtigte jedoch nicht nur gesamtösterreichische Bedürfnisse, sondern direkt auch das größte Lesereservoir in Wien. Deshalb kündigte er im Jahre 1804 die Gründung einer selbständigen Rubrik an, die er als „Wiener Correspondenz“ bezeichnete. Auch hier beabsichtigte er, sich auf Lesereregungen zu stützen. André war der erste Brüner Herausgeber, der sich der Möglichkeit bewußt wurde, die Nähe Wiens auszunützen und so in Brünn eine Zeitung herausgeben zu können, die zur gleichen Zeit auch für Wien bestimmt war.

In der Zeit der Entfaltung der bürgerlichen Presse in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts führte diese Tendenz im Bereich der deutschen Journalistik sogar dazu, daß Brünn als journalistische Vorstadt Wiens angesehen wurde. Die Orientierung auf Wien und damit auch auf eine größere Leserschaft veranlaßte die Herausgeber zu einer Veränderung der äußeren Form des Blattes, das von 1805 an im Großformat und auf Qualitätspapier erschien. Neue Schrifttypen ermöglichten gleichzeitig eine Erweiterung des Inhalts. Die Orientierung auf Wien brachte allerdings auch Probleme mit sich. Unter Bedingungen, daß Informationen aus Wien nicht ohne die Approbation der Wiener Zensur gedruckt werden durften, wurde die Vorbereitung des Zeitungsstoffes schwerfällig und langwierig. Konflikte mit den Brüner Zensurbehörden brachten André im Juni 1805 zu dem Entschluß, die Herausgabe des Blattes einzustellen. Die Schikanen von seiten der Behörden sah er als Vereitelung patriotischer Bestrebungen an.

Das *Patriotische Tageblatt* stellt den Höhepunkt der gesamtösterreichischen Integrationsbestrebungen im journalistischen Bereich der einzelnen Länder der Habsburgermonarchie dar und zwar von Positionen aus, die nicht ident waren mit der Pressepolitik der Regierung. Aber in den böhmischen Ländern und in Ungarn formierte sich schon im 17. Jahrhundert auch eine Opposition, die von staatsrechtlichen und nationalen Forderungen ausging. In den Prager Zeitungen zeigten sich diese Tendenzen schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts. In ihren Konsequenzen führte die patriotische adelige und kirchliche Bewegung einerseits zur Verteidigung der Organisation der Habsburgermonarchie, andererseits zum Prozeß der sogenannten nationalen Wiedergeburt und zum Aufkeimen des Austroslawismus.

Um die Besonderheiten der Lage in den böhmischen Ländern begreifen zu können, ist es notwendig, sich mit der Struktur der zeitgenössischen Zeitungen bekanntzumachen. In der Pressestruktur der Habsburgermonarchie ist von der zweiten Hälfte

des 17. Jahrhunderts an eine Organisation erkennbar, der wir auf lange Zeit in fixierter Gestalt begegnen, nachdem es den Wiener Druckern Schönwetter und Ghelen gelungen war, für das *Wienerische Diarium* ein Berichterstattungs- und Publikationsmonopol durchzusetzen. W. Duchkowitsch⁴ hat zwar bewiesen, daß die Zeitung *Wienerisches Diarium* keine Hofzeitung im vollen Sinne des Worts, das heißt, kein offizielles Organ war, aber die Pressepraxis der Landesbehörden läßt keine Zweifel darüber, daß für die Landeszeitungen nicht nur der amtliche Inhalt dieser Wiener Zeitung, sondern auch die allgemeine politische Berichterstattung verpflichtend war. Nachrichten, die im *Wienerischen Diarium* veröffentlicht wurden, überließ man ohne Einwände den Redakteuren der Landeszeitungen, und sie wurden nie zum Gegenstand von Verweisen, wie sie die Vereinigte böhmisch-österreichische Hofkanzley den Zensoren erteilte. Ganz anders war die Situation in jenen Fällen, wo die Redakteure Informationen aus Zeitungen veröffentlichten, die in den Provinzen erschienen, vor allem aus Preßburger und Grazer Zeitungen, die am häufigsten Quellen von anstoßerregenden Informationen waren.

Nationales Selbstbewußtsein

Die zweischichtige Struktur der Presse, die im 18. Jahrhundert nur ausnahmsweise durch eine dreischichtige ersetzt wurde (*Wienerisches Diarium*, *Brüner Zeitung*, *Troppauer Zeitung*) — für die charakteristisch ist, daß die Prager, Breslauer und Egerer Zeitungen für die inländische Öffentlichkeit Nachrichten der Wiener und der Reichszeitungen nachdruckten — fordert dazu auf, eine Reihe von Fragen aus der Perspektive zu betrachten, daß die Wiener Zeitungen in den böhmischen Ländern nicht nur direkt wirkten, sondern auch über privilegierte Landeszeitungen. Die Antwort auf die Frage, wo sich also am leichtesten der Gedanke des Landespatritismus äußern konnte, liegt woanders: Wir finden sie am Anfang des 18. Jahrhunderts in den Prager Zeitungen in tschechischer Sprache.

Es kam gewiß nicht von ungefähr, daß der Entschluß, die Zeitung *Český postylník* herauszugeben, unter der Regierung Karls VI. gefaßt wurde, als der böhmische Adel den Höhepunkt der gesellschaftlichen Position erreicht hatte und es zur Rehabilitation des böhmischen Königreiches kam, weil es das Odium des Rebellentums verloren hatte. Das Selbstbewußtsein des Herausgebers drückte sich schon in jener Ankündigung aus, in der der Leser erfahren konnte, daß von der nächsten Woche an in Prag eine Zeitung in tschechischer Sprache erscheinen werde, ebenso wie französische Zeitungen in Frankreich, italienische in Italien und spanische in Spanien erschie-

nen, und daß sich der Herausgeber entschlossen habe, eine solche Zeitung aus Liebe zum Vaterland und zur tschechischen Sprache herauszugeben. Von außerordentlichem Aussagewert ist jedoch jener Abschnitt, aus dem hervorgeht, daß der Herausgeber der Zeitung, der Prager Drucker Rosenmüller, vor allem mit der Unterstützung des Adels und der Liebhaber der tschechischen Sprache rechnete, das heißt mit dem Klerus, der gemeinsam mit der Intelligenz Kern der neu entstehenden tschechischen nationalen Gesellschaft war.

Zur tschechischen Gesellschaft gehörte selbstverständlich auch das Landvolk, dieses war jedoch keinesfalls potentieller Empfänger der Zeitung, und Rosenmüller spricht deshalb nicht von ihm. Es fehlt auch ein Appell an die Bürger, und Rosenmüller begnügte sich, wie es üblich war, mit einem Gesuch an den städtischen Magistrat um ein Abonnement.

Český postyilion brachte als erste Zeitung, die auf dem Territorium der böhmischen Länder herausgegeben wurde, Informationen vom Wiener Hof, und gleichzeitig dokumentierte sie die Entwicklung der katholischen Kirche und des böhmischen Adels, zweier Kräfte, die als entscheidend für eine neue Entfaltung des Böhmisches Königreiches und der tschechischen Sprache angesehen wurden. Die tschechischsprachige Zeitung wurde zu einem wichtigen Merkmal der zeitgenössischen Bestrebungen, die die Vergangenheit als Beispiel der Macht und des Ruhmes des böhmischen Staates und des Gewichtes der tschechischen Sprache ausnützten. Im Vergleich mit der gleichzeitig erscheinenden Prager Zeitung in deutscher Sprache, *Prager Post-Zeitungen*, beinhaltete Rosenmüllers Zeitung wesentlich mehr Informationen aus dem böhmischen Vaterland. In diesem Sinne gab es zwischen diesen beiden Unternehmen keine Konkurrenz. *Český postyilion* veröffentlichte ebenso wie *Prager Post-Zeitungen* Berichte aus dem Ausland und ersetzte so die Berichterstattung der Reichs- und der Wiener Zeitungen.

Zentralisation der Monarchie, Verfall des politischen Prestiges des böhmischen Adels und neue gesellschaftliche Ideen, die unter anderem gegen die Stellung der Kirche im Leben der Gesellschaft zielten, waren bestimmend dafür, daß diese tschechischsprachige Zeitung durch ihre Orientierung zum Anachronismus wurde: Das Interesse der bürgerlichen, zum großen Teil germanisierten Gesellschaft begann sich in eine andere Richtung zu bewegen. Dadurch läßt sich die auf den ersten Blick überraschende Tatsache erklären, daß am Anfang der siebziger Jahre die einzige Zeitung in tschechischer Sprache eingegangen ist⁵.

Für die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts ist die Frage, ob sich in den böhmischen Ländern und vor allem in Prag eine bürgerliche Öffentlichkeit for-

mierte, die im Gegensatz zu der traditionellen adeligen Gesellschaft gestanden hätte, nicht angebracht. Diese neue gesellschaftliche Dynamik setzte sich in den böhmischen Ländern erst in den fünfziger und besonders in den sechziger Jahren durch, als der thesesianische und der josefinische Staat die Herausbildung einer bürgerlichen Ideologie auch dort unterstützten, wo es für sie bisher noch keinen Raum gab. So ist es auch im Bereich der Journalistik notwendig, Anregungen zu suchen, die aus dem Zentrum, aus Wien, kamen.

Die ersten Intelligenzblätter in Prag und Brünn in den fünfziger Jahren knüpften an ähnliche Einrichtungen in Wien an ebenso wie die Organisation der ersten kommunikativen Gruppen. Es mußte jedoch ein großer Druck ausgeübt werden, um die traditionellen Ansichten über die Rezeption der Zeitung zu überwinden, und das Interesse für ausländische Zeitungen, wie es in der Vergangenheit vor allem der Adel zeigte, wurde durch das Interesse für einheimische Zeitungen ergänzt.

Dabei gibt es keinen Zweifel darüber, daß nur eine einheimische Zeitung eine qualitativ höhere Stufe der Publizität erreichen konnte. Eine solche Entwicklung war natürlich nicht nur durch die wachsende Rolle des Bürgertums im wirtschaftlichen Leben bedingt, sondern vor allem dadurch, daß die österreichische Staatspolitik immer markanter zum bestimmenden Faktor wurde und die Zeitung zum Verfolgen eigener pragmatischer Ziele ausnützte. Zu diesen Zielen gehörte keinesfalls die Sorge um die Verbesserung des Niveaus der allgemeinen Weltberichterstattung. Die Wiener Zeitungen, insbesondere aber die Landeszeitungen, konnten sich in ihrer Berichterstattung nicht mit den französischen, englischen, niederländischen und einigen Reichszeitungen vergleichen, und die Zeitungsläser in den böhmischen Ländern waren sich dessen vollkommen bewußt. Während des 18. Jahrhunderts zeigt sich bei den Rezipienten ein starkes Verlangen nach ausländischen Zeitungen. Der Adel gibt ihnen eindeutig den Vorrang. Aber auch im Bewußtsein der bürgerlichen Gesellschaft und bei der Intelligenz ist die Zeitung mit der Vorstellung verbunden, daß sie Informator über das Geschehen in der Welt und über die Stellung des Habsburgerstaates, vom internationalen Standpunkt gesehen, ist. Eine solche Ansicht drang auch unter das Volk.

Zu Kriegszeiten ordneten sich dieser Forderung der Öffentlichkeit auch die Herausgeber der Intelligenzblätter unter, obwohl die Aufgabe der Zeitung anders festgelegt worden war. In regelmäßigen Beilagen brachten sie Berichte über Kriegereignisse, über diplomatische Aktionen und über die Situation in den einzelnen Ländern Europas. Sie übernahmen die Funktion einer politischen Zeitung, wie sie von der alten Postzeitung erfüllt worden war. In diese

Periode fallen auch die meisten Versuche zur Gründung weiterer Zeitungen in den böhmischen Ländern.

Die Zeit um 1792, in der die Existenz des österreichischen Staates und die gesellschaftliche Stabilität unmittelbar bedroht war, und sich zielbewußt das Bestreben durchsetzte, wirksamer als in der Vergangenheit die Tätigkeit der Bevölkerung zu kontrollieren, trug dann mehr zur Einschaltung der zahlenmäßig stärksten Gesellschaftsklasse, nämlich der Landbevölkerung, in die Kommunikation bei. Für die Landbevölkerung war eine ganze Reihe von Presseprodukten bestimmt, vor allem Broschüren und Flugblätter, die sich zum Ziel setzten, die öffentliche Meinung für den Kampf gegen die Revolution und später auch gegen die Großmachtsprüche Frankreichs zu gewinnen. Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts können jedoch auch Mißerfolge in der Bestrebung beobachtet werden, für das Volk eine regelmäßige Zeitung zu gründen. Es gelang weder in deutscher noch in tschechischer Sprache, eine Zeitung für das Volk herauszugeben.

Kehren wir jedoch in die achtziger Jahre zurück, als in Preßburg die Zeitung *Prešpurské noviny* in tschechischer Sprache gegründet wurde und es in Prag erneut zur Wiederherausgabe einer tschechischsprachigen Zeitung kam. Historische Handbücher führen über die Zeitung von Kramerius an, daß die Programmklärung das Anliegen mitteilte, aufklärerische, volksbildnerische und national volksaufklärerische Gedanken zu verbreiten, und daß der Inhalt dieses Versprechen im Prinzip realisiere. Das alles sind Ideen, die von der tschechischen Historiographie als fortschrittlich aufgenommen wurden und werden⁶. Die Geschichtsschreiber des tschechischen Journalismus haben jedoch die zeitgenössischen politischen Strömungen unterschätzt; sie stehen vor der Aufgabe, die Zeitung von Kramerius und Tallayis nicht vom Standpunkt der Proklamation allgemeiner Ideen, sondern vom Standpunkt ihres konkreten politischen Sinnes zu analysieren. Immerhin deutete Kramerius in den „Briefen vom Freunde aus Ungarn“ (*Dopisy od přátele z Uher*) an, welche Taktik gegen die Germanisierungspolitik zu wählen sei; dabei wies er auf die Ständeopposition des ungarischen Adels hin, der auf dem Landtag in Preßburg die Wiederherstellung der Ständekonstitution forderte. Die Opposition des böhmischen und des ungarischen Adels gegen den Wiener Absolutismus ist eine gemeinsame Dominante der böhmischen und der ungarischen Geschichte sowohl zu Beginn der Regierung Maria Theresias als auch unter Josef II. Es ist deshalb zu vermuten, daß die Propagierung des Josephinismus in den böhmischen Ländern von allem Anfang an ihre Grenzen hatte. Wie bei anderen tschechischen Volksaufklärern entsteht auch bei Kramerius die Frage, wo die Bereitwilligkeit endet, sich für zeitgenössische gesell-

schaftliche Probleme zu engagieren und wo die Fähigkeit aufhört, sich mit den Vorhaben der Staatspolitik zu identifizieren. Im Konflikt mit der zentralisierenden, unfizierenden und germanisierenden Aufklärung der Regierung drückt er die Vorstellungen und Interessen der traditionellen tschechischen Gesellschaft aus. Es besteht kein Zweifel, daß in den tschechischsprachigen Zeitungen die Grundidee der Aufklärungsideologie, die ihr Interesse auf den Menschen und sein weltliches Wohlergehen und auf die Kategorie des gesellschaftlichen Fortschritts richtet, eine territoriale und national tschechische Dimension erhält. Und diese ist eine bedeutend tiefere, als in den zeitgenössischen deutschsprachigen Prager oder Preßburger Zeitungen.

Mit der journalistischen Tätigkeit von V. M. Kramerius in der Zeitung *Krameriusovy cis. j. pražské poštovské noviny*, die im Jahre 1789 begann, war eine umfangreiche Herausgeber- und Organisationstätigkeit verbunden. Diese war für die weitere Entfaltung der tschechischen nationalen Bewegung von außerordentlicher Wichtigkeit. Kramerius gehört das Verdienst um die Integration der tschechischen kulturellen Interessen in den böhmischen Ländern und in der Slowakei sowie um die Aufrechterhaltung der Verbindung mit dem tschechischen Element in Wien. Die Arbeitsweisen, die er bei der Verbreitung der tschechischen Literatur wählte, blieben lebendig und setzten sich markant während der gesamten Vormärzperiode durch⁸. Sie begannen an Schule, Pfarren und Vikariaten im Rahmen der Bestrebungen der staatlichen Behörden und der Kirche zur Verbreitung der Volksaufklärung und der Bildung sowie zur Festigung der katholischen Religion, als feste Stütze der staatlichen Ideologie zu wirken, und spiegelten den volkstümlichen Charakter der modernen tschechischen Kultur wider. Die Bibliotheken in Böhmen sollten die außerschulische Bildung der Jugend und der Erwachsenen aktiv unterstützen. Sie wurden, ebenso wie die ersten Lesergemeinschaften, zur Grundlage, auf die sich unter der Ägide, breite Schichten des tschechisch-sprechenden Volkes zu vereinen, die Bestrebungen der tschechischen Intelligenz stützten.

Eine kurze Auslegung der Grundbedingungen, unter denen sich im 18. Jahrhundert die Entwicklung des Journalismus verwirklichte, und gleichzeitig der Versuch, den Empfang der gesellschaftlichen Aufgaben der in den böhmischen Ländern und in der Slowakei herausgegebenen Zeitungen zu überblicken, zeigt deutlich, daß es notwendig ist, die Loslösung des Studiums der Zeitung von der konkreten historischen Situation und der breiten institutionellen Grundlage zu überwinden, wie sie von Druckunternehmungen, Fragämtern, die Informationen über Industrie, Handel und Kultur vermitteln, Buchhändlern

und Kommissionären, Lesekabinetten, Bibliotheken oder Lesegemeinschaften dargestellt werden. Andererseits sollte nicht unterschätzt werden, daß die traditionelle Beziehung der Behörden zur Zeitung als Objekt der Zensur von der Hälfte des Jahrhunderts an durch eine ständig erstarkende partnerschaftliche Beziehung ergänzt wird. Die Zeitung wird zu einem unerläßlichen Helfer der Behörden bei der Realisierung der Aufgaben im Bereich der öffentlichen Verwaltung und zu einem immer bedeutenderen Instrument im Kampf um die öffentliche Meinung.

Im vorliegenden Beitrag wurden bewußt jene Elemente der Entwicklung des Journalismus in den böhmischen Ländern und in Österreich hervorgehoben, die im gesamtösterreichischen Komplex von Bedeutung sind. Es ist verständlich, daß sich dabei Unterschiede in der Auffassung zeigen, die im Blick vom Zentrum und von der Provinz beruhen. Es wäre aber in keinem Falle angebracht, diese Standpunkte mit der überwundenen Theorie der Haupt- und Nebenländer zu verwechseln. Es stellt sich allerdings die Frage, ob es beim gegenwärtigen Stand der Forschung möglich ist, eine fundierte Antwort auf die Frage zu geben, welche Länder, welche Regionen und Völker größere oder kleinere Fähigkeit zeigten, die zeitgenössische Presse zu rezipieren. Auch die Frage, welche Regionen Haupt- und welche Nebenländer sind, wäre mit Hilfe dieses Kriteriums zu beantworten.

¹ Folgende Arbeiten sind hier zu nennen:

- Für Österreich, speziell für Wien:
Kurt Strasser, *Die Wiener Presse in der josephinischen Zeit*, Wien 1962; Wolfgang Duchkowsitch: *Absolutismus und Zeitung*, Die Strategie der absolutistischen Kommunikationspolitik und ihre Wirkung auf die Wiener Zeitungen 1621–1757, Phil. Diss., Wien 1978.
- Für Ungarn:
György Kókay, *A magyar hirlap-és folyoiratirodalom kezdetei (1780–1795)*, (Die Anfänge des ungarischen Zeitungs- und Zeitschriftenwesens 1780–1795), Budapest 1970.
- Für die Slowakei:
M. Potemra, *Bibliografija inorečových novin a časopisov na Slovensku do roku 1918*, (Bibliographie der fremdsprachigen Zeitungen und Zeitschriften in der Slowakei bis zum Jahre 1918), Martin 1963 und F. Ruttikay, *Slovenský periodický tisk do roku 1918*, (Die slowakische Presse bis zum Jahre 1918), (Dějiny československé žurnalistiky, T. 2), Praha 1984.
- Für Polen:
Prasa Polska w latach 1661–1864, (Polnische Presse in den Jahren 1661–1864), (Historia prasy polskiej, T. 1), Warszawa 1976 und M. Tyrowicz, *Prasa Galicji i Rzeczpospolitej Krakowskiej 1772–1850. Studia porównawcze*, (Die Presse Galiziens und der Republik Krakau 1772–1850. Vergleichende Studien), Kraków 1979.
- Für Serbien:
V. Dj. Krestić, *Istorija srpske štampe u Ugorskoj 1791–1914*, (Geschichte der serbischen Presse in Ungarn 1791–1914), Novi Sad 1980.

● Für die böhmischen Länder:

A. G. Przedak, *Geschichte des deutschen Zeitungswesens in Böhmen*, Heidelberg 1904. Josef Volf, *Dějiny novin v Čechách do r. 1948*, (Geschichte der Zeitungen in Böhmen bis zum Jahre 1848), Praha 1930. V. Klimeš, *Počátky českého a slovenského novinářství*, (Die Anfänge des tschechischen und slowakischen Zeitungswesens), Praha 1955; M. Beránková, *Český periodický tisk do roku 1918*, (Tschechische periodische Presse bis 1918), (Dějiny československé žurnalistiky, T. 1), Praha 1981 und F. Ruttikay, Ebd.

² Stanislaus Hafner, *Das austro-slawische Konzept in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, (Österreichische Osthefte, 5) Wien 1963, 435–444.

³ J. Kubiček / Zdeněk Šimeček, *Brněnské noviny a časopisy*. Od doby nejstarších do roku 1975, (Brüner Zeitungen und Zeitschriften. Von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1975), Brno 1976.

⁴ Duchkowsitch (Anm. o. 1)

⁵ Josef Volf, *Wie die einzige böhmische Zeitung im Jahre 1761 einging*, In: Prager Presse, 3/1923, Nr. 334 vom 5. 12. 1923, 4–5; Zdeněk Šimeček, *Rozšíření novin v českých zemích v 17 a na počátku 18. století*, (Die Verbreitung der Zeitungen in den böhmischen Ländern im 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts), In: Československý časopis historický, 27/1979, 556 und Wolfgang Duchkowsitch, *Die erste tschechischsprachige Zeitung Wiens (1761)*, In: Österreichische Osthefte, 22/1980, 118–130.

⁶ S. J. Novotný, *V. M. Kramerius*, Praha 1956, 2. Aufl., Praha 1973. Über die Teilnahme von Kramerius an der Herausgabe der slowakischen Prešpurské noviny siehe J. Caplovic, *Pozvanie M. V. Krameria za redaktora do Bratislavy*, (Die Einladung für M. V. Kramerius als Redakteur nach Preßburg), in: Slovenská literatúra, 2/1955, 215 sowie György Kókay, *Ungarische, deutsche, tschechische (slowakische) Zeitungspläne in Ungarn am Ende des 18. Jahrhunderts*, In: Magyar Könyvszemle, 88/1972, 220–232.

⁷ Die Literatur über die tschechische nationale Erneuerung ist sehr reich. An dieser Stelle sei lediglich auf neuere Publikationen verwiesen: Walter Schamschula, *Die Anfänge der tschechischen Erneuerung und das deutsche Geistesleben (1740–1800)*, München 1973. A. S. Mylnikov, *Epocha osvíceniya v Českých zemích*, Ideologija, nacionalnoje samosoznanije, kultura, Moskva 1977; *Vznik národně osvícenské ideologie v českých zemích 18. století*, Prameny národního obrození, (Die Entstehung der nationalen Ideologie der Aufklärung in den böhmischen Ländern des 18. Jh. Die Quellen der nationalen Wiedergeburt), Praha 1974; M. Hroch, *Die Vorkämpfer der nationalen Bewegung bei den kleinen Völkern Europas*, Praha 1968; J. Kočí, *České národní obrození*, (Die tschechische Wiedergeburt), Praha 1978; J. Haubelt, *České osvícenství*, (Die tschechische Aufklärung), Praha 1986. Zur Zeitungsrezeption bzw. zu Vergesellschaftungen siehe Zdeněk Šimeček: *Frühe literarische Gesellschaftsbildung in den böhmischen Ländern*, In: Lesegesellschaften und bürgerliche Emanzipation. Ein europäischer Vergleich, München 1971; Ders.: *Zeitungen in den böhmischen Städten im 18. Jahrhundert*, In: Städtische Kultur in der Barockzeit, Linz 1982, 263–276; vollständig dokumentiert im Beitrag *Pětčnovny knih a čtenářské společnosti v českých zemích a jejich působení do roku 1848*, (Die Leihbüchereien und Lesegesellschaften in den böhmischen Ländern und ihr Wirken bis zum Jahre 1848), In: Československý časopis historický, 29/1981, 62–83.

⁸ Zu den Kommissionären von Kramerius, die ohne Konzession für den Buchhandel arbeiteten, gehörten Buchhändler und Landkrämer, katholische Pfarrer, evangelische Pastoren, Lehrer und auch einige Bauern. Im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, schon nach Kramerius' Tod, wurde diese Tätigkeit in den ersten tschechischen Volksbibliotheken institutionell verankert.

HANNES HAAS

Der perfekte Blick

Metropolenrecherchen von Johann Pezzl im josephinischen Wien

Der Feuilletonist, wie Sie ihn sich zu denken scheinen, mein Herr, der als ein wildes Raubtier genuß- und beutegierig das ganze Material einer Großstadt durchstöberte und etwa gar noch an Stoffmangel hungerte: dieser Typus kommt in der Natur entweder gar nicht vor, oder höchstens als eine entartete Form seines Urbilds. Der echte Feuilletonist stellt uns in der Regel das Spiel der Individualitäten in viel zarteren Nuancen dar. Er lebt durchaus im Detail. Seine Sphäre ist immer die Spezialität. Er sondert sich aus dem Raum einer Großstadt ein bestimmtes Gebiet ab und hier, auf diesem Gebiete allein, findet er seine Stoffe, und würde sie finden, wenn sie ihm Nestors oder Methusalems Jahre zu leben gäben.¹

Ferdinand Kürnberger
am 9. und 10. Juli 1856

Was Ferdinand Kürnberger so pointiert über das unendliche Themenreservoir des Feuilletonisten formulierte, hatte Johann Pezzl mehr als siebzig Jahre früher in seinen Wien-Skizzen bewiesen. Sein präziser Blick verhinderte Stoffmangel und Ideenlosigkeit. Alle Facetten des großstädtischen Lebens wurden ihm zum möglichen Gegenstand. Und das unterscheidet ihn auch vom Spezialistentum des späteren Feuilletons: Neben den Detaillisten war er Polyhistor.

Sein Werk eignet sich in besonderem Maße für die kommunikationswissenschaftliche Auseinandersetzung. Um möglichen Mißverständnissen vorzubeugen: In diesem Beitrag wird keinesfalls der Versuch unternommen, Pezzl und sein Werk aus dem fachlichen Kompetenzbereich von Germanistik und Literaturwissenschaft als „Raubgut“ zu entziehen, um es allein für die kommunikationshistorische Journalismusforschung zu reklamieren. Solcher Verdacht läßt sich inhaltlich zerstreuen: Die zugrunde gelegte Eingangsthese sowie das zentrale Analyseinteresse machen disziplinäre Zuordnungsprobleme ohnehin zu jenen Marginalien, die sie eigentlich sein sollten.

In dieser Beziehung waren die Fachväter schon ein Stück weiter, wie die wissenschaftliche Rezeptionsgeschichte der *Skizze von Wien* zeigt. Von der Germanistik lange unterschätzt, vergessen und auch in den letzten Jahren mehr sporadisch behandelt, als systematisch wiederentdeckt², war Pezzl von der alten „Zeitungswissenschaft“ als „literarischer Journalist“ oder — je nachdem — als „journalistischer Literat“

im Zusammenhang mit der Formengeschichte des Feuilletons herangezogen worden³.

Für diesen Aufsatz sind solche Kanonisierungen nebensächlich. Im Mittelpunkt steht die *Skizze von Wien*⁴, sein übriges Œuvre dient lediglich der notwendigen bio-bibliographischen Kontextierung. Auch die Untersuchung der *Skizze* folgt einem umfassenderen Forschungsprogramm, das ausführlich an anderer Stelle dargestellt ist⁵. Ich gehe dabei von der These aus, daß sich bei literarischen, sozialwissenschaftlichen und journalistischen Vorgehensweisen systematische Ähnlichkeiten nachweisen lassen. Bei manchen Produkten überschneiden sie sich idealtypisch. Die *Skizze von Wien* ist eine solche Arbeit.

In ihrem Umgang mit der sozialen Wirklichkeit weisen Journalismus, Literatur und Sozialwissenschaft eine Fülle von Gemeinsamkeiten auf: ähnliche thematische Interessen, Parallelen im Zugriff auf komplexe Realität, aber auch in der Sammlung und Präsentation des Materials. Es sind gerade die Großstadthemen, bei denen sich Interesse und Vorgehen der drei Systeme in besonders hohem Maße nähern.

Pezzl unternahm den Versuch, die soziale Realität der Großstadt Wien zu thematisieren, unter Anwendung systematischer (vor-)wissenschaftlicher Methoden zu erforschen bzw. journalistisch zu recherchieren und die Ergebnisse schließlich mit künstlerisch-literarischen Mitteln zu präsentieren.

Um die These zu präzisieren: In der *Skizze* ging Pezzl über die Standards der zeitgenössischen Literatur hinaus. Sein Gegenstand war die Wirklichkeit, seine Recherchen basierten auf ausführlichem Quellenstudium, Interviews, Sekundäranalysen und zum Teil selbst erhobenen Daten, Statistiken, belletristischer wie sozialdokumentarischer Literatur.

Die Skizzensammlung ist aber auch mehr als Journalismus: Die Themen, ihre Umsetzung und die Verbreitung der Arbeiten in den auflagenstarken Broschüren relativieren diese Diagnose nur scheinbar. Ihre Literarizität entstand durch die sprachlich-ästhetische Finesse, die gelegentlich satirische Färbung und die Komposition. Und schließlich verweisen die Breite des Ansatzes und die Absicht, umfassende und damit nicht bloß kurzfristig aktuelle Inhalte zu vermitteln, auf sein drittes theoretisches Standbein: Pezzls Arbeit läßt sich als legitimer Vorläufer moderner sozialwissenschaftlicher Stadtforschung lesen, mit einer Mischung aus quantifizierenden und qualitativen Methoden. Gegenüberstellungen der Haushaltsbudgets und Einkommensniveaus, teilweise selbst erhobene Daten über Ausgaben für Gegenstände des täglichen Bedarfs etc. lassen die Arbeit über weite Passagen geradezu avantgardistisch erscheinen und die subjektivistischen und großteils zu Recht vergessenen Stadtbeschreibungen seiner Zeitgenossen im Vergleich verblassen. Für Historiker

bleibt sie ein wertvoller Fundus spezialisierter Quellen, vor allem, weil Pezzl über die damaligen offiziellen Datenmaterialien hinaus in unterschiedlichsten Bereichen und Milieus recherchiert hat.

Seine grundlegende Haltung ist die begeisterte Befürwortung der Großstadt. Pezzl zeigt Wien als Produkt erfolgreicher josephinischer Reformen. Das Projekt der Aufklärung sollte die Stadt an die Seite der bedeutendsten Metropolen Europas stellen. Lange vor dem aufklärungsphilosophischen Engagement lassen sich erklärende Spuren für die Liebe zur Stadt in seiner Biographie entdecken. Immer wieder finden sich da Probleme mit der Engstirnigkeit und Unbeweglichkeit, mit der Intoleranz und anpaßlerischen Kritiklosigkeit seiner dörflichen und kleinstädtischen Umgebung.

Bio-bibliographischer Hinweis

Vieles in Pezzls Biographie liegt im Dunkeln. Die Aktenlage ermöglicht in wesentlichen Stationen seines Lebens unterschiedliche Interpretationen. In der Sekundärliteratur⁶ herrscht das Prinzip der differenzierten Variation vor. In dieser bio-bibliographischen Notiz ist dem insoferne Rechnung getragen, als neben den unbestrittenen Fakten im Text jeweils der plausibleren Version der Vorzug gegeben wird, ihr zuwiderlaufende Darstellungen aber entweder im Beitrag selbst oder im Anmerkungsapparat als alternative Lesarten Erwähnung finden.

Johann Andreas Pezzl wurde 1756 in der niederbayrischen Klosterhofmark Mallersdorf nahe Straubing als Sohn des Klosterbäckers Franz Pezzl und dessen Frau Maria, geb. Stubenreiter, geboren. Nach dem Besuch der Grundschule trat er in das Mallersdorfer Seminar für den Ordensnachwuchs ein. Die Eltern hatten mit den Benediktinern seinen Lebensplan entworfen: Johann sollte Mönch werden. Nach dem Abschluß des Lyzeums Freising begann er sein Noviziat im Kloster Scheyern. Vor Ablauf des Probejahres verließ er den Orden, nachdem es zum Zerwürfnis mit dem Leiter gekommen war. Noch im selben Jahr, 1776, immatrikulierte er an der juristischen Fakultät der Universität Salzburg und studierte dort vier Jahre. 1777 lernte er Johann Kaspar Riesbeck (1754–1786) kennen, der gerade am zweiten Band seiner *Briefe über das Mönchswesen* arbeitete. Riesbeck verließ Ende 1779 Salzburg und übernahm mit Jänner 1780 die Redaktion der *Zürcher Zeitung*.

Auch Pezzl hatte zu schreiben begonnen. Er verarbeitete Teile seiner Lebensgeschichte, vor allem das Jahr im Kloster, zu den anonym in Zürich publizierten kritisch-polemischen *Briefen aus dem Noviziat* (1780). Schon die Titelgebung zeigt die Inspiration durch Riesbeck, der für seinen weiteren Weg wichtige Weichenstellungen ermöglichte. Denn die *Briefe* erregten

beträchtliches Aufsehen, die Anonymität hielt nicht, und Pezzl mußte sich vor einer Untersuchungskommission der Salzburger Universität verantworten. Er wurde gezwungen, seine in den *Briefen* vertretenen Irrlehren zu widerrufen.

Die folgenden Jahre sind biographisch schwer rekonstruierbar. Die schlechte Aktenlage manifestiert sich in der Pezzl-Literatur in unterschiedlichen Versionen, die jedoch keine Alternativen zu der hier wiedergegebenen enthalten, sondern einzelne Daten und Interpretationen in Frage stellen. Unbestritten bleibt, daß Pezzl von Salzburg nach Zürich gezogen ist, wo er die weiteren Bände der *Briefe* veröffentlichte und Riesbeck bei der Redaktionsarbeit in der *Zürcher* half. Aber auch da hielt es ihn nur zwei Jahre. Es kam zu Differenzen mit dem Verlag und zu Problemen mit der Zürcher Zensur. Als im Frühjahr 1783 noch in Zürich *Faustin oder das philosophische Jahrhundert* erschien, eines seiner literarisch bedeutendsten Werke, lebte er kurzzeitig in Aarau, von wo er im Sommer des Jahres nach Wien zog. Dafür dürfte der Umschwung nach dem Regierungsantritt Josephs II. ausschlaggebend gewesen sein. Für die *Zürcher Zeitung* arbeitete er als auswärtiger Korrespondent und Übersetzer weiter. 1783 wurde er Mitglied der Freimaurerloge „Zur Wohltätigkeit“ und richtete noch im selben Jahr ein Ansuchen um Aufnahme an die Eliteloche „Zur wahren Eintracht“ in Wien⁷.

Die ökonomische Abhängigkeit von seiner schriftstellerischen Arbeit machte fast manisches Schreiben notwendig. Allein 1784 veröffentlichte er in Zürich seine *Reise durch den Baierischen Kreis* — eine kritische Reminiszenz — und, als eine Art früher Rollenreportage, im Wiener Verlag Krauss die *Marokkanischen Briefe*. Der Briefschreiber war fiktiv, auch wenn der Schein seiner Authentizität das ganze Buch hindurch aufrechterhalten blieb, denn die diplomatische Visite — Pezzls Ausgangspunkt — hatte es tatsächlich gegeben. Er schlüpfte — für die zeitgenössische Literatur durchaus üblich — in die Rolle eines marokkanischen Gesandten, der mit den Augen des Fremden staunend und distanziert einem Freund zu Hause über Kultur, Politik und Alltag im exotisch-fernen Wien berichtete. Dieser rhetorische Kunstgriff ermöglichte die naive Sicht komplexer Zusammenhänge und die Neuinterpretation bekannter Themen.

Die Freimaurerei bestimmte nicht nur Pezzls weiteren Lebensweg. Sie war der wichtigste Wegbereiter der Aufklärung, indem sie nationale, religiöse und ständische Klüfte überbrückte. Unter dem Schutz des Logengeheimnisses konnten Freiheiten verwirklicht werden, deren Realisierung der absolutistische Staat nicht zuließ.

Die Loge „Zur wahren Eintracht“, gegründet am 12. März 1781⁸, war eine der wichtigsten Sammelstellen für Aufklärer aus den verschiedensten Gebie-

ten. 1782 hatte sie 36 Mitglieder, ein Jahr später bereits doppelt so viele, und 1785 teilten 176 Brüder das Geheimnis, darunter Universitätsprofessoren, Priester, Ärzte, Komponisten, bildende Künstler, Dichter, hohe wie mittlere Beamte und Offiziere.

Über diese Loge kam Pezzl, bis dahin freier Schriftsteller, zu seiner ersten Anstellung in Wien⁹. 1785 wurde er — mit einem Jahreslohn von 800 Gulden — Sekretär, Lektor und Bibliothekar beim österreichischen Staatskanzler Wenzel Anton Fürst von Kaunitz. Seine Korrespondententätigkeit für die *Zürcher* gab er wegen der Unvereinbarkeit mit dem neuen Amt auf. Bereits begonnene schriftstellerische Arbeiten setzte er jedoch — jetzt ökonomisch abgesichert — fort. Die ersten zwei Hefte der *Skizze von Wien* erschienen ein Jahr nach Amtsantritt bei Kaunitz, bis 1790 wurden es insgesamt sechs Hefte.

1786 verließ Pezzl die Loge. Dieser Akt war mehr als die Reaktion auf das Freimaurerpatent Josephs II., das zu strengeren Kontrollen der Logen führte. Die Gründe lassen sich noch am ehesten aus seiner weiteren Biographie nachvollziehen. Vielleicht hat die Amträson eine Rolle gespielt, immerhin arbeitete er — wenn auch durch Vermittlung von Logenbrüdern — bereits über ein Jahr für Kaunitz. Nach dem Tod Josephs, dem Pezzl in einer historisch-biographischen Skizze ehrend gedachte¹⁰, zog er sich fast völlig aus dem öffentlichen Leben zurück. Bis zu seinem Tod im Jahre 1823 widmete er sich in jeder Beziehung friktionsfreien kulturhistorischen und topographischen Studien. Es erschienen wohl noch ein paar kleinere, kaum verbreitete und längst vergessene Schriften. Karriere machte er ab da in der Chiffren-Abteilung der Hof- und Staatskanzlei, einem geheimen Regierungsinstrument zur Briefspionage. 1793 heiratete er die vermögende Wienerin Anna Maria Kurz, die Ehe blieb kinderlos. 1820 avancierte er zum „k.k. Rath und Subdirektor“ der Chiffrenkanzlei. Drei Jahre später starb Pezzl 67-jährig in Oberdöbling. Ein nach ihm benannter Park und ein öffentliches Bad im 17. Wiener Bezirk erinnern heute an ihn.

Josephinische Kommunikationspolitik

„Das einzige Mittel, (...) die Welt zu bessern, ist Publizität.“¹¹

Die Neuorganisation des Zensurwesens, die tatsächlich beträchtliche Lockerungen stärkster Zwänge bewirkte, firmiert in der Literatur unter dem unglücklichen Titel „Erweiterte Preßfreiheit“. Damit wird die Existenz von Pressefreiheit suggeriert, die eben weiter liberalisiert werden sollte, einer Pressefreiheit, die es gar nicht gegeben hat¹².

Mit dem Regierungsantritt Josephs II. gehen wohlüberlegte kommunikationspolitische Reformen einher, deren wichtigste Ziele die Zentralisation der Zensur sowie die Schaffung einer verlegerfreundli-

chen Infrastruktur waren, um die gängige Praxis des Auslandsdruckes von Büchern zu beenden. Eine bis dahin ausschließlich negative Pressepolitik der Verhinderung wich einer begrenzt ermöglichenden. Zugelassen wurden Produkte, die entweder ohne Tendenz waren oder die Staatsidee des aufgeklärten Absolutismus propagandistisch unterstützten.

Schon bei Regierungsantritt hatte Joseph feststehende Vorstellungen von der neuen Zensurverwaltung. Ein erster Schritt war ihre Zentralisation durch die Aufhebung der Länderkommissionen. In den 1781 erlassenen „Grundregeln zur Bestimmung einer ordentlichen künftigen Bücherzensur“ wurde klargestellt, daß Presse, Literatur und Kulturleben nur noch von zentralstaatlicher, jedoch nicht mehr von kirchlicher Seite gelenkt werden sollten.

Die „erweiterte Preßfreiheit“ garantierte keineswegs das Recht auf demokratische Kommunikationsfreiheit. Sie sicherte vor allem ein überschaubares, in seinen Kompetenzen berechenbares Zensurwesen. Seine Signalwirkung war nach der rigiden Zensur unter Maria Theresia dennoch gewaltig. Die Reformen wurden konsequent vorangetrieben: Der Modernisierungs- und Aufklärungsschub erfolgte ohne Rücksichtnahme auf Umstellungsprobleme nicht in dosierten Gewöhnungsphasen, sondern radikal und mit großer Eile. Um das vorherrschende Lebensgefühl zu umschreiben, die Ahnung von der Vergänglichkeit dieser liberaleren Periode, wählt Leslie Bodi die Metapher vom „Tauwetter“¹³. Vor der nächsten Eiszeit — und alle rechneten mit ihr — sollte die kurze Wärmephase intensiv genutzt werden.

Das Publikum jedenfalls war vorbereitet. Gegen Ende des Jahrhunderts hatte sich ein ausgeprägtes bürgerliches Selbstbewußtsein entwickelt, das die wesentliche Voraussetzung zur Konstituierung einer bürgerlichen Öffentlichkeit¹⁴ darstellte. Soziale und politische Fragen wurden zunehmend auch von Privatleuten, die nicht unmittelbar in politisches Entscheidungshandeln involviert waren, offen und öffentlich diskutiert.

Die „erweiterte Preßfreiheit“ und personelle Druckerfreiheit schufen erstmals einen literarisch-publizistischen Markt. Durch die Kapitalisierung des Verlagswesens wuchsen die Existenzchancen für freie Schriftsteller. Mit der plötzlichen — relativen — Liberalisierung explodierte der Markt. Pezzl beschreibt das recht drastisch:

Wie ein Sturmwind aus Süden oft in den öden Sandwüsten des inneren Afrika ein Heuschreckenheer emporhebt und plötzlich über eine ruhige Provinz hinschleudert, so hob das kaiserliche Handbillet über die Preßfreiheit im Jahre 1781 aus den öden Köpfen selbstgefälliger Müßiggänger jenes gekannte unzählbare Broschürenheer empor und ließ es auf das erstaunte Wien niederregnen. (289)

Innerhalb eines Jahres waren mehr als 1000 solcher Hefte erschienen. Sie behandelten die unter-

schiedlichsten Themen: Pfaffen, Stubenmädchen, Damen, Gecken, Polizei, Advokaten, Professoren, Jesuiten etc. Hatte es 1780 in ganz Wien nur sechs Buchdruckereien gegeben, so zählte der Statistiker Ignaz de Luca 1787 bereits 21 Offizinen mit insgesamt 114 Druckerpressen, 21 Buchhandlungen und 5 Antiquariate¹⁵.

Die Ermöglichung solcher Publizistik führte zu starkem Konkurrenzdruck und ökonomisch bedingtem Schreibzwang unter den neuen freien Autoren, von denen es immer mehr gab. „Nach dem Zensurerlaß (...) zählte man in Wien bei einer Einwohnerzahl von ca. 200.000 bereits 435 praktizierende Autoren.“¹⁶ Vom Schreiben konnten sie — bis auf wenige prominente Ausnahmen — nur leben, wenn sie viel, schnell und verkaufbares produzierten. Das drückte naturgemäß auf das Niveau der Veröffentlichungen. Pezzl warnte vor der „Seuche der Vielschreiberei“ (295)

In den Wien-Berichten der zeitgenössischen Reiseschriftsteller kamen die Broschüren meist schlecht weg. Aber wenn auch ihre mangelnde Qualität kritisiert wurde, den Nutzen dieser „Tagesliteratur für die Aufklärung des gemeinen Mannes“¹⁷ bewerteten sie durchwegs positiv.

Wien war im 18. Jahrhundert ein bedeutendes politisches, administratives Zentrum, eine wichtige Universitätsstadt. Auf kulturellem Gebiet dominierten die sinnlichen Künste wie Theater und Musik deutlich die — leichter kontrollierbaren — rationaleren wie eben die Literatur. „Die Literaturexplosion des Josephinismus spielte sich hauptsächlich in operativen Genres ab und blieb dementsprechend auf den Tag bezogen und kurzlebig.“¹⁸ Intellektueller Austausch und politische Diskussion fanden im(halb-)privaten, geschützten Bereich statt. Kaffeehäuser, Lesekabinette oder Salons wurden zu Umschlagplätzen von Informationen für diejenigen, die an literarischen, kulturellen und politischen Fragen interessiert waren.

Der Wettbewerb am literarisch-publizistischen Markt brachte verkaufsfördernde Inhalte, laute Ankündigungen, starke Aktualität und spekulativen Sensationalismus mit sich.

Literatur wurde auf den Straßen, in Kaffee- und Weinhäusern feilgeboten, der ganze hektische Betrieb war an das großstädtische Leben, an die strömenden Menschenmassen in den Straßen der Residenz und der großen Landesstädte gebunden. Daraus resultierten die Schnelligkeit und auch die Flüchtigkeit der Produktion.¹⁹

Die Wirkungen der Neuordnung der Zensur blieben nicht nur auf die Buch- und Broschürenproduktion beschränkt. Es entstand auch eine Vielzahl periodischer Schriften. Pezzl zählte allein zwischen April 1784 und April 1785 „ungefähr zweiundzwanzig neu entstandene“ periodische Blätter, die er freudig be-

grüßte. „Welche Leere, welche langweilige Stockung würde in unserer Gesellschaft herrschen, wenn die Zeitungen unsere Neugierde, unsere Plaudersucht nicht täglich mit neuem Stoff versähen!“ (296) Und dieses Lob der Zeitungen präziserte er noch auf funktionaler Ebene:

Es ist eine unlcugbare Wahrheit, daß die Zeitungen vieles zur Verfeinerung, zur Bildung eines Volkes beitragen. (...) Diese Flugblättchen sind ein gleich großes Bedürfnis und Vorzug unserer Zeiten; sie herrschen in den Palästen und Buden, in den öffentlichen und Privathäusern. (296)

Unter den vielen Publikationen waren auch einige kuriose Blätter, die durch seltsame Themen Interesse und Käufer suchten. Pezzl berichtet etwa von einer „Schwarzen Zeitung“, die zweimal pro Woche erschienen sei und den Tod in all seinen Formen zur Blattlinie erhoben hatte: „(...) sie enthält Unglücksfälle und Biographien von lauter Selbstmördern“ (298), darunter häufig Mitglieder der damaligen Lokalprominenz. Die Zeitung wurde so hergestellt, daß sie gebunden und als makabres Hauslesebuch weiterverwendet werden konnte.

Das Tauwetter, das auch solche Produkte möglich gemacht hatte, hielt nicht lange. Die Zeiten begannen bald wieder frostiger zu werden. Bereits 1783 und nochmals 1785 wurden die Zensurbestimmungen verschärft, 1798 folgte das Verbot der Lesekabinette und ein Jahr später das der Leihbibliotheken²⁰. Das bedeutete eine Beschränkung des Angebots der Informations- und Diskussionsforen. Die wirtschaftliche Situation der freien Schriftsteller verschlechterte sich in der Restaurationszeit zunehmend. Privates oder staatliches Mäzenatentum gab es auf literarischem Gebiet nicht, weshalb für die meisten Autoren als erstrebenswertestes Ziel die Beamtung blieb. „Beziehungen“ waren unbezahlbare Schätze. Dichterrunden, Freundschaftszirkel und Logen erhielten deshalb Mitte der achtziger Jahre regen Zulauf.

Aber nicht alle Autoren waren vom Schreiben ökonomisch abhängig. Viele von ihnen hatten bereits Stellen als Staatsbeamte, und manche hofften, sich durch besonders „taugliche“ Literatur bessere Posten erschreiben zu können. Sie verbreiteten zwar lautstark Ideen der Aufklärung, betätigten sich aber in den Schriftstellermilieus parallel dazu als Denunzianten für die seit 1787 existierende „Geheimpolizei“²¹. Auch Pezzl arbeitete in einem wichtigen Bereich der staatlichen Kommunikationskontrolle. Für Denunziationen oder besonders eifrige Dienstauffassung gibt es keinerlei Hinweise. Sein Vorleben als kritischer Autor und Propagandist der Aufklärung und auch der insgesamt doch recht bescheidene und langsame Karriereverlauf unterstützen die Annahme einer eher wenig engagierten und stillen Beamtenlaufbahn. Sein Name verlor an Prominenz, als die Publikationen seltener wurden. Der letzte und größte publizistische

Erfolg hat gemeinsam mit dem *Faustin* die Jahrhunderte überlebt und ist zu einer — wenngleich noch unterschätzten — Station österreichischer Alltagsgeschichte geworden.

Die Skizze von Wien

Die Skizze von Wien erschien zwischen 1786 und 1790 in insgesamt sechs Heften. Die Broschüren waren ein großer Erfolg, die ersten fünf wurden binnen kurzer Zeit mehrmals neu aufgelegt, schließlich in zwei Bände zusammengefaßt. Diese in mehrfacher Hinsicht bedeutende Stadt- und Mentalitätsanalyse wurde 1923 zum letzten Mal von den Stadtforschern Gustav Gugitz und Anton Schlossar herausgegeben. Obwohl interessanter und attraktiver als alle vergleichbaren Arbeiten, hat der Band seither keine Neuauflage mehr erlebt.

Die *Skizze* folgt dem Vorbild von Merciers *Tableau de Paris* (1781 – 1789). Pezzl wollte und konnte früher erschienene Wien-Beschreibungen mit genauen Recherchen und präzisen Fakten korrigieren und seine Stadtsicht dagegenstellen. Besonders notwendig erschien ihm dies bei der *Reise durch Deutschland* (1783 – 1786) des Berliners Christoph Friedrich Nicolai, der zwar nur kurz in Wien Station gemacht hatte, aber ausführlich und mit einer Reihe von Fehlern, Irrtümern und Böswilligkeiten seine Eindrücke festhielt. Langwierige Nachforschungen und Befragungen unterließ er, um das bereits feststehende Urteil nicht zu stören. Das war auch einer der Gründe, weshalb die empörten Wiener die keineswegs unkritischen, aber authentischen Darstellungen Pezzls begeistert aufnahmen.

Mit 169 in sich geschlossenen Skizzen zeichnete Pezzl das Bild einer Großstadt und ihrer Tagesordnung, das sich bemerkenswert von den zeitgenössischen Reiseführern und Chronistenberichten abhob. Er untersuchte unterschiedliche soziale und kulturelle Milieus, die offizielle wie die private Seite der Stadt, Einstellungen, Lebensstile und den Alltag ihrer Bewohner.

Das Genre „Skizze“ zählt zu den journalistischen wie zu den literarischen Textsorten. Die Skizze ist formal und inhaltlich untrennbar mit den Rezeptionsweisen und Beschreibungsobjekten großstädtischen Lebens verbunden. Tempo, Geschwindigkeit sind dafür zentrale Begriffe. Mit dem schnelleren Transport von Waren, dem rascheren und breiteren Schichten möglichen Reisen wurde Zeit als begrenzte Ressource deutlicher, Flüchtigkeit zum vorherrschenden Lebensgefühl. Mit der Beschleunigung der Verfahren in allen Lebensbereichen und der Kurzatmigkeit des Alltags veränderten sich auch die Wahrnehmungsschemata der Menschen.

Großstadtgefühl und urbane Lebensweisen wirken sich auch auf die literarischen Formen aus.

Der Mobilität und Offenheit des Großstadtlebens entsprechen Prosaformen wie die der Reportage und Skizze, die oft auch als ‚Bilder‘, ‚Gemälde‘ oder ‚Umriss‘ konzipiert werden und die in vieler Hinsicht auf die offene Großform des Romans hinzielen. Das schnellere Lebenstempo der Großstadt fordert eine zum Sekundenstil tendierende Kunst der Simultaneität und des Kaleidoskops; die Vielfalt und scheinbar völlige Unübersichtlichkeit der Großstadt kann als höchst lebendiges mosaikartiges Straßenbild oder im ‚Panoramablick‘ gefaßt werden.²²

„Minutenlektüre“ und „Tagesbilder“ waren adäquate Chiffren solcher Entwicklung. Die Skizze ermöglicht eine eigene Periodizität. Sie kann relativ aktuell sein, rasch verfaßt, ebenso schnell produziert und konsumiert werden.

Ihre Vorläufer sind die Notizen, Miscellen und Aufsätze des 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelt die Skizze sich weiter zum Feuilleton, zu den Kleinbildern und Kurzgeschichten. Während der Aufklärung dominierten diese kleinen Formen. „Neben der ‚Broschüre‘ und der ‚Moralischen Wochenschrift‘ war die Briefsatire eines der beliebten und weit verbreiteten Darstellungsmittel der josephinischen Tagesliteratur.“²³ Pointierte Kürze eignete sich besser als lange Traktate zur Verbreitung und Förderung der staatsideologischen Ziele.

Thema vieler dieser Arbeiten, besonders aber der *Skizze von Wien*, war die soziale Realität, die in einer Mischung aus faktenfundierter Recherche, subjektiver Interpretation und literarischer Präsentation dargestellt wurde. Aus der potentiell unendlichen Themenvielfalt der Großstadt — denn worüber könnte schließlich nicht geschrieben werden? — auszuwählen, gestaltete sich schwierig. Allerdings gab es in Europa bereits seit dem 16. Jahrhundert eine zunehmend differenziertere empirische Gesellschafts-, Volks- und Staatsbeschreibung. „Das Hauptmittel des Kennenlernens sozialer Wirklichkeit war in der vorindustriellen Zeit das Reisen.“²⁴ Die Berichte der Reisenden und der Korrespondenten bildeten das Rohmaterial. Reisen mit dem Ziel des Erkenntnis- und Informationsgewinns war ursprünglich auf das subjektive Interesse und individuelle Erinnerungsvermögen der Reisenden begrenzt. Berichtet wurde über besonders Auffälliges. Entscheidende Schwäche blieb dabei die Zufälligkeit, mit der die Eindrücke gesammelt wurden.

Noch im 16. Jahrhundert gelangen Fortschritte bei der Systematisierung der Reiseeindrücke, der Gebiete, über die Wissen und Informationen angesammelt werden sollten. Aus dem „unbedarften“ Reisen entwickelte sich schließlich eine hochdifferenzierte „Reisekunst“. Sie basierte auf rigiden methodologischen Grundlagen, die zu umfassender, präziser In-

formation über Lebensumstände, Sitten und politische Zustände fremder Länder und Städte führen sollten. Die „Reisekunst“ hängt eng mit dem Aufschwung der Statistik als „politischer Arithmetik“ und der Staatslehre zusammen.

Die Apodemik („Ars apodemica“), also Lehre und Kunst des Reisens, wurde ein spezialisierter Wissenschaftsbereich im Rahmen der Staatswissenschaften.

Die statistischen Kompilatoren gaben nun den Reisenden oder Korrespondenten die Rubriken vor, die sie mit Beobachtungen an Ort und Stelle ausfüllen konnten. Darüber hinaus gab es jedoch eine ausformulierte Methodik, die Anweisungen dafür gab, wie man solche Beobachtungen anstellen und wiedergeben sollte.²⁵

Reisebeschreibungen rücken so in die Nähe der sozialwissenschaftlichen Deskription, die besondere Sensibilität für Alltagskultur, „normal life“ und Details entwickelte. Man merkt das an den Arbeitsanweisungen: „Bei den Bewohnern soll der Reisende auf deren Natur und Sitten, Kleidung und Nahrung, Sprache und Lebensart sehen.“²⁶ Apodiktisch forderten die Apodemiker die Erforschung der Mentalitäten und der „öffentlichen Meinung“ in unterschiedlichen sozialen Gruppen.

Zu den zentralen Topoi der apodemischen Literatur gehört die Polemik gegen das Hörensagen und das Gedächtnis. Man soll das, was man wissen will, selbst beobachten, genau nachprüfen

und notieren. Aus der Forderung nach Autopsie ergibt sich ja erst eigentlich der Bildungswert des Reisens.²⁷

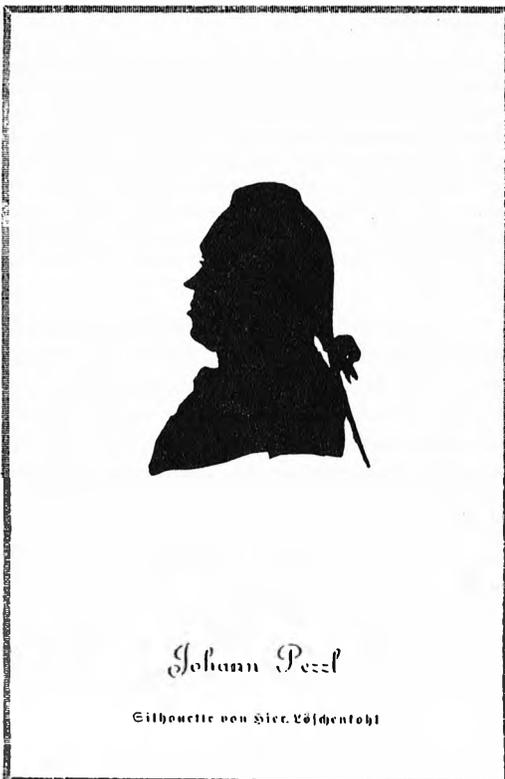
Für die Apodemiker sind daher die Führung eines Reisetagebuches und die Verwendung der detailliert vorstrukturierten Recherchebögen unabdingbare Voraussetzung für die Erfüllung ihrer Vorstellungen von der vollendeten Reisekunst. In der Praxis stießen gerade diese Forderungen auf extreme Umsetzungsschwierigkeiten. Man wollte aus Reisenden ethnologisch-sozialwissenschaftliche Feldarbeiter machen. Diese begannen sich in ihren Interessenslagen aber zunehmend zu emanzipieren.

Es änderte sich der Personenkreis der Reisenden: Nicht mehr nur Berufsmäßige (Kaufleute, Händler), Privilegierte (Kavaliere) oder Außenseiter (Studenten, Soldaten, Schauspieler) unterzogen sich den Mühen, sondern zunehmend bürgerliche Intellektuelle, deren Zweck die Erfahrung selber war, von der sie einem wißbegierigen Publikum berichteten.²⁸

Die allzu strikten Forderungen der Apodemiker waren in der Praxis nicht erfüllbar. Je diffiziler und differenzierter ihre Programme wurden, desto mehr sank die Qualität der apodemischen Traktate. „(...)“; an die Stelle der ramistischen Methodik trat ein oft geradezu leichtfertiger Journalismus, während die Inhalte repetiert wurden und dabei formelhaft erstarrten.²⁹

In der *Skizze von Wien* traf sich Pezzl in vielen Bereichen mit den Apodemikern. Er ersetzte allerdings deren methodische und programmatische Rigidität durch kreative Improvisation. Aber er unterscheidet sich auch von seinen literarischen Vorgängern. Deren Interessen waren kanonisiert: Sittenschilderung, Literatur, Kulturleben oder „bessere Gesellschaft“. Jeder dieser Themenbereiche wurde isoliert und ohne Bemühen um kontextuelle Sichtweisen behandelt. Pezzl nützte die formale Anlage in Skizzen für thematische und umfängliche Offenheit. Der Aufbau der Hefte macht deutlich, daß am Beginn des Werkes kein Gesamtkonzept gestanden war. Der Erfolg der ersten Skizzen ermöglichte erst weitere. Die Improvisation folgte jedoch konzeptiven Vorgaben: Pezzls Gabe zur analytischen Beobachtung, seinem sozialen Blick und seiner Fähigkeit zur literarischen Komposition verdanken wir eine der unkonventionellsten Stadtschriften. Er hatte diese Marktlücke kritisch festgehalten: „Am meisten fehlt es in Wien, (...), an solchen Schriftstellern, welche die Kunst besitzen, (...) Szenen aus der wirklichen Welt (...) vorzutragen.“ (284)³⁰ Denn stilsicher sei bald einer, aber um die soziale Wirklichkeit empirisch zu erfassen und so erst faßbar zu machen, bedürfe es besonderer Anstrengungen. Pezzl unternahm sie:

Berge von Material sind in eine übersichtliche und gute Form gebracht. Die echte Souveränität der Darstellung, die sich aus der vollkommenen Beherrschung des Stoffes ergibt, war ihm vergönnt. Tabellen, Zahlenbeigaben, Statistiken brachte er unauffällig unter.³¹



So konnte schließlich entstehen, was Wilmont Haacke als zentrale Leistung Pezzls formuliert: „Er gab ein vollständiges Abbild städtischen Lebens.“³²

Authentizität und Faktizität hatten schon in *Faustin* große gestalterische Bedeutung. Bereits in dieser Arbeit erfolgte der Rekurs auf tatsächliche Gegebenheiten, gelegentlich mit genreuntypischer Quellenangabe. In der dritten Auflage des *Faustin* ergänzte er ein Schlußkapitel unter Berufung auf eine Bemerkung Merciers, wonach „nur die großen Städte der schickliche Wohnort des wahren Philosophen seien“, mit der Bemerkung, daß das „ungezwungeneres“ Leben in den Metropolen Voraussetzung für jede geistige Tätigkeit sei und deshalb nur in den Städten der „Beobachtungsgestalt täglich neue Nahrung“³³ erhalte.

In der Germanistik wurden vor allem Paris, London und Rom als Orte der „Erfahrung und Selbsterfahrung deutscher Schriftsteller“³⁴ untersucht. Ihre Bedeutung als Metropolen ist unbestritten, aber auch das damalige Wien nahm eine wichtige Stellung ein als das „(...) einzig wirklich urbane Zentrum des deutschsprachigen Raumes im 18. Jahrhundert (...)“³⁵ Pezzl vergleicht denn auch diese Städte — zunächst quantitativ — in ihrem Verhältnis von Gesamtbevölkerung des Landes zur Population der Hauptstadt. Für London errechnete er so ein deutliches Mißverhältnis (7 Millionen Einwohner zu 900.000), bei Paris stimmte die Relation (24 Millionen zu 700.000). Den zeitgenössischen Quellen entnahm er für Wien eine Bevölkerungszahl von 265.000, was angesichts der 20 Millionen in den österreichischen Staaten deutlich zu wenig sei. Wien wäre zwar schon eine Metropole, allerdings sollte die im Verhältnis zur Landesbevölkerung ideale Einwohnerzahl bei einer halben Million liegen³⁶.

In der *Skizze*, einer „der schönsten Städtebeschreibungen der Aufklärungsliteratur“³⁷ findet sich eine im euphorischen Wortstakkato vorgebrachte Kürzestbeschreibung seines Wienbildes, sein — wie Pezzl es nannte — „philosophischer Plan“ der Stadt:

Eine ungeheure Stadt...Eine Population von wenigstens 265.000 Menschen...Ein Zusammenfluß von allen europäischen Nationen...Ein unaufhörliches Gewühl von Menschen, Pferden und Wagen...Ein zahlreicher, begüterter, glänzender Adel...Eine sehr wohlhabende Bürgerschaft. (28)

Sie könne sich durchaus in jeder Beziehung mit den bedeutendsten Städten Europas messen, faßte er dieses ungewöhnliche Schlagzeilenkonglomerat zusammen. Und die Hoffnung der Zeit, da war er sicher, liege in den Städten.

Lob der Metropole

Eines der schönsten Kapitel der *Skizze von Wien* überschrieb Pezzl mit dem Titel: „Apologie der großen Städte“. Darin stellte er die Metropole als Zu-

fluchtschance vor kleinstädtischer Enge dar, als das perfekte Ambiente des Intellektuellen.

Die große Stadt ist die wahre Heimat des Philosophen. Niemand zählt ihm hier seine Einkünfte und seine Schüsseln, er kann zwanzig Jahre in einem Hause wohnen und niemand ober, unter und neben ihm späht ihn nach Kleinstädterart aus, bekümmert sich um seinen Stand und seine Beschäftigungen. (30)

In diesem anonymen Klima kann er ungestört und konzentriert seiner Arbeit nachgehen.

In seiner Überzeugung für die Ideen der Aufklärung, die er im städtischen Leben verwirklicht sieht, läßt er Klagen und Einwände über Großstadtsitten nicht gelten. Solche Kritik sei längst „eine abgedroschene Sache“ (57) Auch wenn sich in sittlich-moralischer Hinsicht mit gewisser Berechtigung das eine oder andere Argument gegen die Metropolen finden ließe, so würden doch deutlich die Vorteile überwiegen:

Allein, (...) sobald man gesteht, daß Gesetze und Handlungen, daß Künste und Wissenschaften, daß Kultur und Nachdenken, daß Gesellschaft und Verfeinerung die wahren und einzigen Wurzeln der menschlichen Glückseligkeit seien: so verehere man die großen Städte. (34f.)

Die Stadt erlaubt die Beobachtung der Menschen, das Studium der Zufälligkeiten und Gesetze ihres Zusammenlebens, ihrer Einstellungen und Verhaltensweisen. Sie wird damit zu einem quasi soziologischen Versuchslaboratorium, das sich vollkommen von den überschaubaren kleinen Bereichen unterscheidet:

In den kleinen Städten sind die Seelen, Leidenschaften und Meinungen der Einwohner so einförmig und schlapp wie der Schnitt und Stoff ihrer Kleider. Aber in der großen Stadt, wo Ehrgeiz, Gewinnsucht, Luxus, Stolz, Neid, Eifersucht, Geldgierde, Betrug, Reichtum und Elend, alle Leidenschaften, alle Kräfte der Seele und des Körpers auf tausenderlei Arten reizen, drücken und spannen, wo man ebenso unendlich mannigfaltig denkt, glaubt, spricht und handelt, als man abstechend und bunt gekleidet ist: da ist die wahre Weide für den ruhig zuschauenden Menschenspäher.“ (56)

Wenn es Aufgabe der Literatur ist, über das Leben der Menschen zu erzählen, und die des Journalismus, Episoden aus diesem Leben zu schildern, sowie die der Sozialwissenschaft, Regeln im sozialen Verhalten und Zusammenleben der Menschen zu untersuchen, dann wird deutlich, daß Pezzl Aufgaben aller drei Systeme mit jeweils unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen übernommen hat. Allen voran die, ein aufmerksam teilnehmender, aber nicht in das Geschehen eingreifender Beobachter zu sein, eben „ein ruhig zuschauender Menschenspäher“, — allerdings häufig unter erschwerten Bedingungen und bei ständiger Irritation durch die urbanen Begleiterscheinungen.

Aber Pezzl fand an Städten kaum Schlechtes, das nicht auch positiv bewertet werden könnte. Im kon-

kreten Fall stellt er fest, daß „ständiger Lärm“ und „immerwährende Bewegung“ den Wahrnehmungssinn der Bewohner besonders gestärkt hätten³⁸. Die Habitusunterschiede zwischen Groß- und Kleinstädtern zeigten die Gültigkeit für die Überlegenheit der Stadt in allen Lebensbereichen, etwa bei der „Konversation“:

In den kleinen Städten ist man steif, schwerfällig, kleinfüßig, pedantisch, linkisch, zeremoniös. Und so lange es in diesem Geleise geht, ist der Kleinstädter doch noch erträglich; man verzeiht ihm seine Schildbürgermanieren, eben weil er ein Kleinstädter ist.

Aber wenn er den Witzkopf, den geschmeidigen Flattergeist, den liebenswürdigen Schwätzer, den angenehmen Anekdotenkrämer, den überfeinen Gesellschafter machen will, dann wird er unerträglich.... diese versteht und lernt man nur in der Hauptstadt. (115)

Es ist bezeichnend für Pezzls Beschreibungstechnik, daß er selbst im (kuriosen) Detail großen Wert auf faktische Präzision, auf die Quantifizierung selbst kleinerer Randbemerkungen legt. In einem Bericht über die gastronomischen Wohnheiten der unteren sozialen Schichten, die in einfache, unbequeme und stickige Weinkeller stiegen, um gelegentlich dort ihr Mahl einzunehmen und billigen Wein zu trinken, vergißt er nicht, am Beispiel des größten Kellers unter der Tuchlauben auch gleich den jährlichen Kerzenverbrauch (18.000 Stück) mitzuteilen³⁹. Die Verlässlichkeit bei solchen objektiven Fakten stärkt auch das Vertrauen in die subjektiven Interpretationen und Wertungen. Überzeugungspublizistik — bei Pezzl für die Aufklärung — bleibt ohne den überprüfbaren Rekurs auf die Wirklichkeit wirkungslos.

Vom Wohnen in Wien

Wer den Alltag untersuchen will, der landet über kurz oder lang beim Wohnen. Die Wohnsituation unterschiedlicher sozialen Schichten in den Vierteln und Bezirken der Metropolen ist eines jener Themen, bei denen sich Literatur, Sozialwissenschaft und Journalismus besonders nahe kommen. Die Zahl möglicher Vorgehensweisen bleibt begrenzt, nach der Analyse der offiziellen Daten kann nur mehr unmittelbar vor Ort recherchiert werden: auf den Gängen und Dachböden, in den Kellern und Quartieren. Für die Leser ist es ein immer aktuelles und faszinierendes Thema, dessen Reiz in der intimen Schlüssellochperspektive des Sozialvoyeurs liegt. Die Wirklichkeit der Städte teilt sich nicht über die Fassaden, sondern über die Hinterhöfe und die Wohnungen mit.

Die Wohnungsfrage war eines der wichtigsten sozialen Probleme auch schon im josephinischen Wien. Mit einem Zahlenvergleich verdeutlicht Pezzl seine Dimension und unterstreicht zugleich auch die Singularität der Wiener Verhältnisse:

London hat der Sage nach 120.000 Häuser, Paris 50.000, Amsterdam 26.000, Berlin 10.000, Wien nur 5.500. Dafür zählt man

in London auf ein Haus 9 Personen, in Paris 20, in Amsterdam 8, in Berlin 15 und in Wien 47. (14)

Pezzl berichtet von einem Haus im damaligen Vorort Wieden, das rund 3000 (!) Menschen beherbergte und höhere Zinseinnahmen erbrachte, als manches deutsche Fürstentum wert gewesen sei. Er erzählt von Leuten, die aufgelassene Klöster kauften und diese nicht zu Palästen für den eigenen Gebrauch, sondern zu hunderten bürgerlichen Wohnungen umbauten, was ihnen ungeheure Einkommen sicherte. „Die Wohnung ist einer der wichtigsten und teuersten Artikel in Wien.“ (63) Schon wer ein schuldenfreies kleines Zinshaus besitze, sei ein reicher Mann. Die körperlichen Attribute solcher Privatiers wurden zu Synonymen, die Personen zu „Stehenden Figuren“ in Volkstheater, Karikatur und Satire. Einen reichen wohlgenährten Mann nannte man einen „Hausherrenbauch“ (65).

Die präzise Soziologie des Wohnens in Wien — wie Pezzl sie leistet — beschreibt über diesen Umweg die Gesellschaftsschichten des josephinischen Wien, ihre Berufe und Einkommen, die Umgebung, die Ausstattung der Haushalte, die Ausgaben für die Dinge des täglichen Bedarfs. Aus der Typologie des Wohnens entsteht so eine Typologie des Lebens, eine faszinierende Beschreibung der Mentalität der Stadtmenschen. Besonders eindringlich gelingt ihm dies durch eine Hausbegehung, die soziale Visite eines typischen Wiener Wohnhauses, das er vom Keller bis zum Dach untersucht.

Ein halbes Jahrhundert nach Pezzl charakterisierte Johann Nestroy die Wohnverhältnisse als Gradmesser für die Unterschiede zwischen den Gesellschaftsschichten: *Zu ebener Erde und erster Stock* (1835). Das Gesellschaftsgebäude hatte für die Armen den Platz im Parterre, für die Reichen den ersten Stock zu vergeben. Oben und unten, hell und finster, leise und laut. Das Panorama im Obergeschoß, keine Ausichten im Souterrain.

Der zu ebener Erde liegende Teil des Hauses wurde nicht bewohnt. „(...) er dient zu Kaufbuden, Zechstuben, Stallungen, Werkstätten, Magazinen, Apotheken, Kaffeeschenken usw.“ (66) Und auch das erste Stockwerk, gemeint war die Halbetage Mezzanin, war nicht die beste Wohnebene des Hauses. Obwohl bequem über nur eine Stiege zu erreichen, gab es eine Fülle von Nachteilen: Darunterliegende zugige Gewölbe machten es schwer beheizbar, Straßenstaub, Geruchsbelästigungen durch Kloaken und Stallgestank beeinträchtigten die Wohnungsqualität. Dazu kam noch der „kürzeste Tag“ — enge Gassen und hohe Gegenüber ließen kaum Licht in die Wohnungen. Die permanente Dunkelheit erhöhte die Beleuchtungskosten.

Schöner Wohnen konnte man im josephinischen Wien eine Stiege höher. „Man hält das zweite Stock-

werk für die bequemste Wohnstelle und darum ist sie auch die teuerste.“ (66) Nach der Beletage nehmen Qualität und Mitpreise wieder deutlich ab. Als Regel galt: „(...); je mehr Treppen man steigen will, desto wohlfeiler wohnt man; aber die Bedürfnisse der Erde, Holz, Wasser usw., in diese Himmelsgegenden zu bringen, das kostet Schweiß.“ (66)

Pezzl listet nicht nur die Preise der Zimmer und Wohnungen auf, sondern setzt sie auch mit verschiedenen Referenzgrößen in Verbindung. Er beschreibt die Ausstattungen, errechnet die Haushaltsausgaben und stellt sie den Einkommen bestimmter Berufe gegenüber.

Nach dem ersten Stock folgen die Wohnungen der Beamten und Bürger, je weiter man zum Dachboden kommt, desto ärmer werden die Bewohner.

In den höchsten Regionen der Stadt, in den Dachstuben und unter den Dachböden, nisten die ärmeren Gattungen der Schneider, Kopisten, Vergolder, Notenschreiber, Bildschnitzer, Maler usw., die zu ihren Arbeiten vieles und beständiges Licht nötig haben. Diese Dachböden wimmeln oft von ganzen Horden von Kindern, die durch ihre Zahl und ihre unaufhörlichen Bedürfnisse den armen Vater oft ebensowohl ängstigen, als es den unten im prächtigen zweiten Stockwerk wohnenden reichen und vornehmen Mann ängstigt, seiner Familie nicht einen einzigen Erben verschaffen zu können. (67f.)

Metropolenpublizistik

Wien ist zwar nicht sehr hervorstechend schön, aber doch ungleich schöner, als man sich's im Auslande vorzustellen pflegt, weil einige Geographen, die niemals hier gewesen sind, den Ort als eng, finster und ältlich-plump beschrieben haben. (15)

Pezzl gibt sich bei seiner gelegentlichen Kollageschelte meist mit satirischen Nebenbemerkungen zufrieden, bisweilen wird er aber deutlicher und weist auf die Recherchedefizite in oberflächlichen Städte- und Länderbeschreibungen hin. Es ist ein kokettes Spiel, das sich durch den Band zieht und für die josephinische Broschürenliteratur bezeichnend ist: einerseits bescheiden die eigenen Leistungen zu relativieren, andererseits aber sehr deutlich die Fehler der Konkurrenz zu kritisieren. Letzteres kann sich Pezzl guten Gewissens leisten.

In der Einleitung absolviert er dieses Bescheidenheitsritual. Schon im ersten Satz heißt es in direkter Leseransprache:

Sie bestanden also auf Ihrer Forderung? (...), so will ich es ungeachtet meines nicht sehr langen hiesigen Aufenthaltes versuchen, eine Skizze dieses in jedem Betracht merkwürdigen Platzes zu entwerfen. (3)

Wenige Zeilen später setzt er sich — für das Genre untypisch ausführlich — mit seinen Vorgängern auseinander. Ein Beispiel soll hier für viele stehen:

Sander scheint zwischen Wachen und Schlaf darin (in Wien, H. H.) herumgewandelt zu sein und schwatzte vollkommen wie ein kleinstädtischer Magister darüber: es ist lustig, einen solchen

Stubengelehrten, der seine Schulen auf einem öden Gymnasium durchgesehen und sich dann auf einer Universität noch ein Jahr zwischen Büchern und Kollegien vergraben hat, über große Städte und große Welt rasonieren zu hören. (3f.)

Die offensichtlich vorhandenen Mentalitätsunterschiede waren nicht die einzigen Gründe für differenziertes Beobachtungs- und Beschreibungsvermögen. Frühere Wien-Beschreiber waren sich selbst genug: Sie bedienten sich — und auch das zu wenig und ungeschult — des „Privilegiums ihrer Augen“. Pezzl verfolgte ein weiterreichendes Programm:

Die Gegenstände, worauf ich eigentlich sehe, sind: Das Kolorit der heutigen Sitten, die Richtung der herrschenden Begriffe, die Situation des Nationalgeistes. Das Materielle kommt nur als Einlassung vor, insoweit es zur Zusammenhaltung des Ganzen beiträgt. (5)

„Das Materielle“ hat offensichtlich mehr zum „Zusammenhalt des Ganzen“ beigetragen, weshalb es in der *Skizze* auch ausführlich behandelt wird. Ansonsten kann er sein Konzept aber tatsächlich durchhalten. Er komponiert im ausgewogenen Rhythmus den Wechsel von Deduktion und Induktion. Seine Positionen bleiben somit jederzeit nachvollziehbar, die Tendenz ist klar: Die Unmündigkeit des Menschen könnte durch die allgemeine Schulpflicht und andere Bildungsmöglichkeiten, aber auch durch relative Liberalisierung des Austausches von Information und Meinung aufgehoben werden. Und Wien steht als genau untersuch- und darstellbarer Bereich als Chiffre für vieles andere seiner Zeit. Es bleibt selbstverständlich die konkrete Stadt, aber zugleich fungiert es als Metapher für die Metropolen und als Materialisation der aufklärerischen Ideen. Die Welt kann und muß durch die genaue Untersuchung eines kleinen, als repräsentativ erkannten Teiles von Wirklichkeit definiert, erklärt und rekonstruiert werden:

Was immer die Menschen auf einer Strecke von 11.000 Quadratmeilen Gutes und Böses, Edles und Schändliches tun können, das findet er quintessenziert in der Hauptstadt beisammen. (31)

Neben dem Motiv der Verallgemeinerung findet man häufig auch den umgekehrten Weg der Individuation. Metropole hat für jeden eine andere theoretische und vor allem praktische Bedeutung: „So wird diese Stadt *allen alles*: eine Universalbequemlichkeit, aus der jeder seine individuelle herleiten kann, um sich für die Unbequemlichkeiten derselben zu entschädigen.“ (57)

Virtuos führt Pezzl immer neue Facetten, Assoziationen und Ebenen des Großstadtbegriffes ein. Die komprimierte Botschaft seiner avantgardistischen Hymne auf die großen Städte hat Pezzl in das Kapitel „Apologie der großen Städte“ gestellt:

Es leben die großen Städte! Sie machen aus Barbaren Menschen und diese Wohltat wiegt alle Winseln der kleinstädtischen Grämlinge auf. (35)

Es ist aufschlußreich, die Entstehungsgeschichte der *Skizze* in Pezzls Lebenskontext zu betrachten: Die ersten Hefte schrieb er *vor*, den überwiegenden Teil bereits *nach* dem Antritt seiner Stelle beim Fürsten Kaunitz. Die Veränderungen in der Biographie lassen sich schließlich auch bibliographisch nachvollziehen: Mit diesem Werk hatte er seinen schöpferischen Zenit erreicht, die nachfolgenden Arbeiten fielen dagegen stark ab. Die Restauration und sein neues Amt hatten bei Pezzl Spuren hinterlassen. Schreiben und Recherchieren, wie er es in den achtziger Jahren getan hatte, waren unmöglich geworden. Wenn er nicht aus Opposition gegen oder aus Überzeugung für etwas engagiert war, verloren sich seine Produkte im Unbedeutenden.

Die *Skizze* erschien auch am Höhepunkt der Aufklärung, als das Tauwetter am mildesten gewesen war. Die Mischung aus hochqualitativer Stadtanalyse, entstanden aus intensiver Recherche bei sicherer literarischer Präsentation, blieb eine zeitgenössische Rarität.

Pezzl demonstriert die intuitive Beherrschung der apodemischen Systematik, ohne Apodemiker zu sein. Die aufwendige und umfassende Recherche schlägt sich in präzisen Angaben nieder, die ästhetische Qualität leidet darunter nicht. Gerade das ist ein Moment, auf das die Sekundärliteratur besonders hinweist:

Pezzl ist fähig, die ganze Problematik des sich entfaltenden modernen Großstadtlebens in einem essayistischen Stil darzustellen, in dem faktische Information und impressionistische Skizze zu einer lebendigen Synthese gebracht werden. Zugleich gelingt es ihm, seine objektiven Urteile mit seinen Sympathien und Antipathien im Rahmen einer klassischen frühen Großstadtbeschreibung zum Ausdruck zu bringen⁴⁰.

Die *Skizze* ist, darüber besteht Einigkeit, „das weitaus beste Werk dieser Gattung (...)“⁴¹. Zur literarischen Zuordnung reichen die ästhetische Qualität der Umsetzung und ihre satirischen Beigaben, zur journalistischen Zuordnung die Perfektion der Recherche und die massenhafte Verbreitung sowie Hefchenform und Genrekürze. Die Methoden der Materialsammlung, der Sekundäranalyse vorhandener Daten, die teilweise offene und teilweise verdeckte teilnehmende Beobachtung, die Interviews und schließlich die logische Strukturierungsfähigkeit erlauben im selben Maße auch eine Zuordnung zu zumindest (vor-)sozialwissenschaftlichen Verfahren.

Pezzl hatte nicht nur zum Ziel, die Aufklärung publizistisch zu unterstützen bzw. ein getreues Bild seiner geliebten Stadt zu zeichnen. Seine Einzigartigkeit liegt im sicheren und umfassenden Zugriff auf soziale Realität. Er sah Zusammenhänge und Abhängigkeiten, verband scheinbar Nebensächliches und organisierte das verfügbare Wissen der Zeit. Das alles mit einem intuitiven und improvisierten Instrumentarium, das solche Meisterleistungen erst ermög-

licht: dem perfekten urbanen Blick auf die soziale Wirklichkeit.

¹ Ferdinand Kürnberger: *Die Feuilletonisten*. (9. und 10. Juli 1856). In: Ders.: *Gesammelte Werke*. Hrsg. v. Otto Erich Deutsch. Zweiter Band. *Literarische Herzenssachen. Reflexionen und Kritiken*. München, Leipzig 1911, 430–439, hier: 431.

² Vgl. Werner M. Bauer: *Der Roman der josephinischen Aufklärung. Strukturen und literarhistorische Bedeutung, gezeigt an Johann Pezzls „Faustin“*. In: *Joseph Haydn und seine Zeit*. Jahrbuch für österreichische Kulturgeschichte. Bd. 2. Eisenstadt 1972, 147–152.

Ders.: *Fiktion und Polemik. Studien zum Roman der österreichischen Aufklärung*. Wien 1978; weiters: Lorenz Fischalek: *Ein fast vergessener Ahnherr des Wiener Literatentums aus Bayern: Johann Pezzl aus Mallersdorf (1756–1823), ein Kind seiner Zeit*. In: *Der Zwiebelturm*. Jg. 19, Regensburg 1964, 87–91, sowie Christoph Siegrist: *Antitheodizee und Zeitkritik. Zur Situierung von Pezzls Roman „Faustin“*. In: Herbert Zeman (Hrsg.): *Die österreichische Literatur. Ihr Profil an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert (1750–1830)*. Tl. 2., Graz 1979, 829–851. Insgesamt beschränkt sich die germanistische Pezzl-Rezeption auf den *Faustin*, die *Skizze* bleibt unerwähnt.

³ Vgl. dazu etwa: Wilmont Haacke: *Handbuch des Feuilletons*. Bd. 1, Emsdetten 1951, 292ff.

⁴ Johann Pezzl: *Skizze von Wien. Ein Kultur- und Sittenbild aus der josephinischen Zeit mit Einleitung, Anmerkungen und Register*. Hrsg. von Gustav Gugitz und Anton Schlossar. Mit 20 Bildern nach seltenen Originalen. Graz 1923. Die *Neue Skizze von Wien* (1805 und 1812) konnte in keiner Weise an den Erfolg der ersten anschließen. Zitate aus der *Skizze* im Beitrag werden bei direkter Übernahme mit der Angabe der Seite im Text ausgewiesen.

⁵ Hannes Haas: *Die hohe Kunst der Reportage. Wechselbeziehungen zwischen Literatur, Journalismus und Sozialwissenschaften*. In: *Publizistik* 3/1987, 277–294.

⁶ Kamilla Banik: *Johann Pezzl*. Phil. Diss. Wien 1935; Leslie Bodi: *Tauwetter in Wien. Zur Prosa der österreichischen Aufklärung 1781–1795*. Frankfurt/M. 1977; Gustav Gugitz: *Johann Pezzl. Zu seinem 150. Geburtstag*. In: *Jahrbuch der Grillparzer – Gesellschaft* 16 (1906), 164–217; Edith Rosenstrauch-Königsberg: *Nachwort*. In: Dies. (Hrsg.): *Literatur der Aufklärung. 1765–1800*. Wien, Köln, Graz 1988, 297–319; Anton Schlossar: *Zur Einführung. Johann Pezzls Leben und Werke*. In: Pezzl, *Skizze*, a.a.O., V–XVI; Constant von Wurzbach: *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche seit 1750 in den österreichischen Kronländern geboren wurden oder darin gelebt und gewirkt haben*. 22. Theil. Wien 1870, 160–162.

⁷ Vgl. Rosenstrauch-Königsberg, a.a.O., 331, sowie Gudrun Junaschek: *Die publizistische Tätigkeit der Freimaurer zur Zeit Joseph II. in Wien*. Phil. Diss. Wien 1964, 168ff.

⁸ Vgl. Rosenstrauch-Königsberg, a.a.O., 303.

⁹ Schlossar, a.a.O., IX.

¹⁰ Johann Pezzl: *Charakteristik Josephs II. Eine historisch-biographische Skizze*. Wien 1790.

¹¹ *Sinzerus der Reformator*. Frankfurt, Leipzig 1787. Der anonyme Verfasser ist nicht Pezzl, sondern wahrscheinlich Bispink. Vgl. Siegrist, a.a.O., 836.

¹² Vgl. zur josephinischen Kommunikationspolitik: Leslie Bodi, a.a.O.

¹³ Diese Einschätzung findet sich in der gesamten Sekundärliteratur, vgl. Anm. 2 und 6.

¹⁴ Statt vieler, Jürgen Habermas: *Strukturwandel der Öffentlichkeit*. Neuwied/Berlin 1974.

¹⁵ Vgl. Bodi, a.a.O., 81.

¹⁶ Werner M. Bauer: *Journalistische Briefform und politisches Engagement in der österreichischen Aufklärung. Zu Franz Kratters „Briefen über den itzigen Zustand in Galizien“* (1786). In: B. I. Krasnobaev/ Gert Robel/ Herbert Zeman (Hrsg.): *Reisen und Reisebeschreibungen im 18. und 19. Jahrhundert als Quellen der Kulturbeziehungs-forschung*. Essen 1987 (= Studien zur Geschichte der Kulturbeziehungen in Mittel- und Osteuropa, 6), 255–279. Hier: 258.

¹⁷ Wolfgang Neuber: *Die Wiener literarischen Verhältnisse um 1800 in zeitgenössischen sächsischen und preussischen Reisebeschreibungen*. In: Krasnobaev, a.a.O., 239–254, hier: 247.

¹⁸ Siegrist, a.a.O., 829.

¹⁹ Bauer, *Journalistische Briefform*, a.a.O., 258.

²⁰ Bodi, a.a.O., 76.

²¹ Ebda., 97.

²² Vgl. Bodi, a.a.O., 71, und Karl Riha: *Die Beschreibung der „Großen Stadt...“*. Bad Homburg, Berlin, Zürich 1970.

²³ Bauer, *Fiktion und Polemik*, a.a.O., 191.

²⁴ Justin Stagl: *Der wohl unterwiesene Passagier. Reisekunst und Gesellschaftsbeschreibung vom 16. bis zum 18. Jahrhundert*. In: Krasnobaev, a.a.O., 353–384, hier: 354.

²⁵ Ebda.

²⁶ Ebda., 361.

²⁷ Ebda., 362.

²⁸ Siegrist, a.a.O., 837.

²⁹ Stagl, a.a.O., 361.

³⁰ Vgl. zu den zeitgenössischen Autoren: Bodi, a.a.O.

³¹ Haacke, a.a.O., 293.

³² Ebda.

³³ Zit. nach Bodi, a.a.O., 190.

³⁴ Vgl. Conrad Wjedemann: *Rom, Paris, London. Erfahrung und Selbsterfahrung deutscher Schriftsteller und Künstler in den fremden Metropolen. Ein Symposium*. Stuttgart 1988.

³⁵ Bodi, a.a.O., 67.

³⁶ Vgl. Pezzl, *Skizze*, 33.

³⁷ Bodi, a.a.O., 68.

³⁸ Vgl. Pezzl, *Skizze*, 85.

³⁹ Ebda. 369.

⁴⁰ Bodi, a.a.O., 225f.

⁴¹ Efd. ja. 224.

Rezensionen

DANIEL DEFOE: *Die Pest zu London*. Aus dem Englischen übertragen von Werner Barzel. München: Nymphenburger 1987. 335 S. DM 34.–

Defoes Schilderung der Pestkatastrophe des Jahres 1665, im Original *A Journal of the Plague Year*, galt vom Augenblick seines anonymen Erscheinens etwa zwei Jahrhunderte lang als Bericht eines Augenzeugen. Erst die moderne Literaturwissenschaft zweifelte an der unmittelbaren Authentizität, als man nach dem Geburtsjahr dieses Begründers der Kunstform des realistischen Romans forschte. Defoe wurde 1660 oder 1661 in London geboren. Im *Journal of the Plague Year* berichtete er jedoch als erwachsener Mann. Konnte er dabei auf Erinnerungen als vier- oder fünfjähriger Knabe zurückgreifen? Wohl kaum.

Daniel Foe, der sich auch D. Foe, De Foe oder Defoe nannte, erlebte 1701 seinen ersten Erfolg als Schriftsteller. Die satirischen Knittelverse *The True-Born Englishman* verschufen ihm Anerkennung, aber auch Verfolgung. Das 1702 erschienene Werk *The Shortest Way with the Dissenters* brachte ihn dreimal an den Pranger und ins Gefängnis. Der „Skandal“, den dieses Buch auslöste, erreichte in ganz Europa Publizität, so auch in Wien. Der *Post = tägliche Mercurius* berichtete am 14. Februar 1703: „Auß London schreibt man sonst / wie die Königin stark inquire auff den Authoren so das Büchlein le plus court moyen de detruire les non conformistes, geschrieben / den / so ihn verrathen wird / scynd 50. Pfund Sterlings versprochen.“ Am 7. April meldete er vom Ausgang dieser Untersuchung: „Das Büchl so den Titul: Der kürzeste Weg die Englische Kirche mit den non-Conformisten zu vereinigen: führet / ist durch den Hecker öffentlich verbrandt worden.“

1722, im Erscheinungsjahr des *Journal of the Plague Year* war sein Ruf als Autor von *The Life and Strange Surprising Adventures of Robinson Crusoe of York, Mariner* und *The Fortunes and Misfortunes of the Famous Moll Flanders* bereits fest begründet, seine Tätigkeit als Journalist unter wechselnden parteipolitischen Vorzeichen bereits Vergangenheit. Das *Journal* erschien gerade deshalb unter sorgsam gewahrter Anonymität. Schließlich beinhaltete es reichlich Zündstoff für gesellschaftspolitische Diskussion. Anlaß für diese Publikation boten Meldungen einer Pestepidemie, die 1720/21 von Marseille ausgehend über Amsterdam auch London zu erreichen drohte. Defoe brachte sein *Journal* im März 1722 heraus, noch vor den Sommermonaten, die jeweils Höhepunkte der Epidemie waren. Pures Geschäft mit Angst vermag sein Werk allerdings nicht zu erklären. Wieviel tiefenpsychologische Argumente — Aufarbeitung von Kindheitstraumata — ins Spiel gebracht werden können (vgl. S. 355), soll hier nicht weiter diskutiert werden. Sie mögen ihre Berechtigung haben, ändern allerdings nichts an der sorgsam erbrachten Rechercheleistung.

Daß diese Arbeit etwa zwei Jahrzehnte hindurch als Augenzeugenbericht verstanden wurde, erscheint aufgrund des „Reportagestils“ verständlich: „Jede freie Zeit, die ich hatte, benutzte ich, um Bücher zu lesen und mir über alles, was mir jeden Tag auffiel, Notizen zu machen, denen ich später auch den größten Teil dieses Werkes entnommen habe, soweit es meine Beobachtungen außer dem Hause betrifft.“ (S. 105) Es gibt aber noch weitere Gründe. So erwähnt Defoe, daß „Vorhersagen und Zukunftsprognosen“, die bald nach Bekanntwerden der ersten Pestfälle aus kaufmännischen Erwägungen in Druck gingen, den Schrecken noch vermehrten. Dabei nennt er u. a. Gadburys Astrologische Voraus-

Der Blätterteig Zeit - Schrift - Medien

**Themenvorschau auf die Winter-Ausgabe:
Zur Situation Freier JournalistInnen
Arbeiterradios in der ersten Republik
Medienstadt Berlin
u.v.m.**

Der "Blätterteig" erscheint vierteljährlich und ist Österreichs einziges kritisches Medienmagazin, das besonders alternative Wege aufzeigt. "Der Blätterteig" ist eine unabhängige Initiative von Publizistik-StudentInnen und steht allen, die sich mit Medien- und Kommunikationsthemen auseinandersetzen wollen, jederzeit zur Mitarbeit offen.

Einzelprets: öS 20; Jahresabo: öS 60; StudentInnenabo: öS 50
Kostenlose Probekopie solange Vorrat reicht!
Postanschrift: Postfach 95, A-1013 Wien
Redaktionstreffen: 1150 Wien, Tannengasse 1, Mittwoch ab 20 Uhr
(Tel.: 92 51 45)

sagungen und Poor Robins Almanach (S. 31). Beide Angaben stimmen mit der Realität überein. So hatte Poor Robin tatsächlich Jahresalmanache herausgegeben und John Gadburys Voraussagen waren im Pestjahr 1665 unter dem Titel *Predictions for the Decrease of the Plague* auf den Markt gekommen. Unter dem Eindruck dieser Übereinstimmung kann mit großer Sicherheit angenommen werden, daß auch die Angaben in den zahlreich eingestreuerten wöchentlichen Totenregistern (S. 7ff.) nicht erfunden sind, sondern auf Quellenstudium basieren. Das gleiche mag für die zitierten Plakattexte gelten, die für Produkte gegen die Pest warben: „Niemals versagendes Abwehrmittel gegen Ansteckung“, „Das einzige Echte Pestwasser“, „Anti-Pestilenzpillen“ (S. 43).

„Liebhaber“ der älteren Kommunikationsgeschichte werden dieses Werk Defoes schätzen, vermittelt es schließlich auch tiefen Einblick in Alltagswelt und Kommunikationsverhalten während der gefürchteten Pestzeit. Allen anderen sei die vorliegende Ausgabe durch ein anderes Detail schmackhaft gemacht. Als Gewährsmann für die folgende Episode führte Defoe den Unterküster in der St. Stephen Pfarre, John Hayward, an. Danach soll ein Flötenspieler, der jeden Abend seine Runde durch die Schänken machte und von seinem Spiel lebte, eines Tages über den Durst getrunken oder mehr als gewöhnlich gegessen haben, was sein Magen nicht mehr gewohnt war. Jedenfalls lag er ausgestreckt in einem Toreingang in der Straße beim London Wall, auf Cripplegate zu, und schlief fest. Vermutlich einen Pesttoten vor sich zu haben, warfen ihn Leichenträger auf den Totenkarren. Von dort führen sie weiter und luden andere Leichen auf, bis sie ihn fast lebendig im Wagen begraben hatten. Als sie an dem Platz angekommen waren, an dem die Pesttoten in die Grube geworfen wurden, wachte Hayward auf und rief: „He, wo bin ich?“ Nachdem ihm die Leichenträger erklärt hatten, daß sie dabei seien, ihn zu begraben, meinte er: „Aber ich bin doch nicht tot, oder?“ Daraufhin lachten sie, obwohl ihnen zunächst der Schreck tüchtig in die Glieder gefahren war. Defoe führt dazu erklärend aus, daß es in der Geschichte heißt, er habe im Karren seine Pfeifen hervorgeholt und zu flöten angefangen, und die Totengräber seien vor Angst davongelaufen. Wie auch immer, man sieht den älteren Neffen des „lieben Augustin“, des Wiener Bänkelsängers, Sackpfeifers und Stegreifdichters, vor sich, der 1679 ebenso irrtümlich in die Pestgrube geworfen worden sein soll.

Wolfgang Duchkowitz

KARL SCHOTTENLOHER: *Flugblatt und Zeitung*. Ein Wegweiser durch das gedruckte Tagesschrifttum. (Bibliothek für Kunst- und Antiquitätenfreunde. 21, 1, 2), München: Klinkhardt & Biermann 1985. 496, 266 S.

Band 1: Von den Anfängen bis zum Jahre 1848. Neu herausgegeben, eingeleitet und ergänzt von Johannes Binkowski.

Band 2: Von 1848 bis zur Gegenwart. Unter Zugrundelegung des Textes von Karl Schottenloher neu verfaßt und bis in die Gegenwart fortgeführt von Johannes Binkowski.

„Der“ Schottenloher, 1922 in München herausgegeben, gehört zu jenen raren Klassikern der älteren Pressegeschichte, die ihren Wert als Kulturgeschichte eigener Art über die Entstehungszeit hinaus behalten haben. Nach wie vor stellt er dank zahlreicher Abbildungen sowie des umfangreichen Namens- und Sachregisters eine besondere Sekundärquelle für alle dar, die sich für Daten der deutschen Pressegeschichte interessieren. Von einzelnen Angeboten des Antiquariatshandels abgesehen, war das — inzwischen schon stockfleckig gewordene — Werk nur mehr über öffentliche oder

private Bibliotheken zugänglich. Allein schon deshalb ist es Johannes Binkowski zu danken, daß er die gewichtige Arbeit Schottenlohers durch einen sorgfältig betriebenen Neudruck einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat.

Angenehm fällt zudem auf, daß Vorwort wie Nachtrag zum ersten Band keineswegs zum bloßen Beiwerk verkommen, wie dies bei derartigen Unternehmen mitunter vorkommt. Binkowski weist im Vorwort wohl auf das historische Verdienst Schottenlohers hin, die geschichtliche Entwicklung der Presse von den Einblattgedrucken des 15. Jahrhunderts bis zum Tagesschrifttum der bürgerlichen Revolution als innere folgerichtige Einheit dargestellt zu haben. Ungeachtet dessen bleibt er ihm den Vorwurf nicht schuldig, bei seiner Einschätzung der Revolutionspresse 1848 sowie des sozialistischen Journalismus mit falschen Gewichten gehandelt zu haben. Dieser Vorwurf ist gerechtfertigt. Befremdlich mutet allerdings an, auf welche Weise Binkowski die unqualifizierten Beurteilungen Schottenlohers nachträglich doch zu entschärfen versucht: „Schottenloher blieb dem Denken seiner Zeit verhaftet“ oder „Wer in der monarchistischen Gedankenwelt groß geworden war, vermochte sich nur schwer mit einer demokratischen Republik abzufinden“ (S. 11). Damit unterzog sich Binkowski vor dem Gesetz der Geschichte, auch auf Versäumnisse von Akteuren der Geschichtsschreibung hinzuweisen, wohl einer „zeitgeistigen“ Verbeugung. Dies aber nur als Randbemerkung.

Dem Entschluß, „Schottenloher in zwei Bänden“ herauszubringen, wovon der „erste bis zum Jahre 1848 unverändert bleiben, der zweite völlig neu verarbeitet werden“ sollte, kann deshalb zunächst volle Anerkennung entgegengebracht werden. Dahinter stand schließlich die Idee, „in einem kurzen Überblick über wesentliche neue Erkenntnisse, die Schottenloher noch unbekannt waren, zu informieren.“ (S. 11). Als Begründung für die Neubearbeitung führt Binkowski außerdem die Notwendigkeit an, zugleich die „rasante Entwicklung von Zeitungen und Zeitschriften, die ein politisches und geistesgeschichtliches Phänomen ist, als Ausdruck der Öffentlichkeit“ darzustellen. Die Frage, inwieweit eine solche idealistische Betrachtungsweise gesamtökonomische Grundlagen und Bedingungen in den Hintergrund drängt, beantwortet er folgendermaßen: „Zeitungen mit ihren Verlegern und Redaktionen entwickelten sich zwar zu Wirtschaftsunternehmen, sie verfolgten aber gleichzeitig publizistische und politische Ziele und jagten keineswegs nur dem Gewinn nach, der andererseits aber notwendig ist, wenn Zeitungen überleben wollen.“ (S. 11–12)

Im Nachtrag zum ersten Band stellt Binkowski das Entstehen der Zeitungen folgendermaßen kurz dar: „Die Zeit rückte heran, in der Flugblatt und Flugschrift an Aufmerksamkeit verloren, freilich ohne jemals ganz zu verschwinden, und Zeitungen und Zeitschriften an ihre Stelle traten. Natürlich steckte in der Anfangszeit alles noch in den Kinderschuhen. Die Kennzeichen, die wir heute der Zeitung zulegen: Publizität, Aktualität, Universalität, Periodizität waren erst in Ansätzen erkennbar und haben sich nach und nach entwickelt.“ (S. 411)

Es ist hier nicht der Ort, eingehend auf einen derartigen Blickwinkel einzugehen. Einige Bemerkungen erscheinen jedoch notwendig. Zunächst sei auf die wirtschaftlichen Interessen von Druckern zu Beginn des 17. Jahrhunderts verwiesen, Maschinenkapazität bestmöglich zu verwerten und Gewinn durch Erweiterung des Absatzes, also auch durch Periodisierung von Nachrichtenträgern, zu steigern, An diesen Marktgesetzen kann man kaum vorbeigehen. Ferner sei an dieser Stelle auf das Phänomen jener Pressebetriebe verwiesen, die sich seit der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts vorzüglich gewinnorientierten Maximen unterstellt haben. Das Selbstverständnis mancher Verleger, „Publizität als Kramladen zu verkaufen“, legt dafür ein ebenso beredtes Zeugnis ab wie die Geschäftspolitik von Banken und Sparkassen, angekaufte Zeitungsunternehmen in den Dienst ihrer spezifischen Interessen zu stellen. So gesehen, erfassen auch die „großen Vier“ (Publizität, Aktualität, Universalität und Periodizität) lediglich die Außenflä-

che der Zeitung. In erkenntnistheoretischer Hinsicht leitet eine rigide Bezugnahme auf diese „Wesensmerkmale“ automatisch auf ein Nebengeleise.

Der zweite Band des „Wegweisers durch das gedruckte Tagesschrifttum“ von 1848 bis zur Gegenwart ist nach folgenden Prinzipien geordnet: „I. Der Weg in die neue Zeit“, „II. Die moderne Presse“, „III. Die Diktatur des Nationalsozialismus“, „IV. Die Nachkriegszeit“ und „V. Rückblick und Ausblick“. Daß sich eine Darstellung der deutschen Pressentwicklung während der letzten 150 Jahre, zusammengedrängt auf knapp über 200 Seiten, bloß auf einige Hauptstränge beschränken kann, versteht sich von selbst. Ungünstig erscheint allerdings die Feingliederung dieser Kapitel: Sie unterstellt sich in der Titelgebung der einzelnen Abschnitte keiner einheitlichen Systematik. Typisierungen der Presse, wie „Flugblätter in neuerer Zeit“, „Massenpresse“, die „gelenkte Presse“ oder die „geknebelten Zeitschriften“, stehen in gleicher Rangordnung mit speziellen Zeitabschnitten, wie der „Erste Weltkrieg“, die „Weimarer Republik“ oder der „Zweite Weltkrieg“. Ohne etwa die Auswirkungen des „Ersten Weltkriegs“ auf spezifische Bedingungen der Presse zu unterschätzen, fördert eine derartige Klassifizierung doch allemal die Vorstellung von Brüchen journalistischer Tätigkeit und Wirksamkeit. Das war allerdings nicht der Fall. So beschwor immerhin ein beträchtlicher Teil der deutschen Presse eine militärische Auseinandersetzung mit dem „Osten“ lange Zeit vor dem tatsächlichen Ausbruch des „Ersten Weltkriegs“ geradezu herauf. Nun erschwert die vorgenommene Gliederung nicht nur eine Sicht auf Kontinuitäten, sie verhindert sie auch. Dies gilt insbesondere für die Zeit nach 1945, in der viele belastete Journalisten ihr Handwerk ausübten, ohne — hier sehr zurückhaltend formuliert — vollkommen von der nationalsozialistischen Ideologie Distanz gewonnen zu haben. (Vgl. dazu auch *Medien & Zeit*, 1989, 1: „Die weiße Weste. Zum René-Marcic-Preis 1988/89“, „Die umstrittenen Preisträger: Alfons Dalma — Ilse Leitenberger — Viktor Reimann“ sowie „Sätze, die uns ins Tiefste erschreckt haben“. Ein Gespräch mit Hilde Spiel.“) Binkowski mag in diesem Zusammenhang wohl zugute gehalten werden, daß die Diskussion um die Tradierung zahlreicher Vorurteile faschistischer Prägung durch bestimmte Journalisten und Journalistinnen erst reichlich spät eingesetzt hat. Allgemeingut fachwissenschaftlichen Bewußtseins ist sie schließlich ja immer noch nicht.

Obwohl Binkowski die reaktionäre Beurteilung der Revolutionspresse sowie der sozialistischen Presse durch Schottenloher kritisch herausstreicht, verfängt er sich mitunter selbst in Einschürnungen. So stellt er kommunistische und nationalsozialistische Blätter der Weimarer Republik als Organe der „radikalen Parteien“ unterschiedslos auf eine Stufe. Daß er entlang dieser Verbindungslinie dem berüchtigten „Stürmer“ das Markenzeichen verleiht, er sei auf der „niedrigsten demagogischen Stufe“ gestanden, kann nur als genuine Konsequenz seiner Gleichstellung von kommunistischer und nationalsozialistischer Presse verstanden werden (S. 120). Wohlunt fällt hingegen auf, daß er ansatzweise mit dem Mythos der Wochenschrift „Das Reich“ aufräumt (S. 140) sowie eindeutig die hervorragende Rolle der marxistischen und sozialdemokratischen Untergrundpublizistik gegenüber den bürgerlichen und/oder katholischen Aktivisten während der Ära des Nationalsozialismus betont.

Stärken und Schwächen des zweiten Bandes halten sich insgesamt jedenfalls die Waage. So sehr das Korsett Schottenlohers auf die Struktur des zweiten Bandes verpflichtend nachwirkt, so bestehen in seiner Kontinuität die akribisch betriebene Sammlung von Pressedaten und -entwicklungen, die zahlreichen Abbildungen und Tafeln (insgesamt 52) sowie das Namens- und Sachverzeichnis. Als Nachschlagewerk und geistesgeschichtliche Quelle für alle Nachbardisziplinen der Kommunikationswissenschaft bilden beide Bände insofern eine untrennbare Einheit. Sozialwissenschaftlich engagierter Kommunikationshistorie bieten sie allenthalben viel-

fältige Anreize für akzentuierte Forschungsvorhaben. Deshalb sollte das Unternehmen Binkowskis jedem Geschichtsbewußten in die Hand gelegt werden.

Wolfgang Duchkowitsch

ELMAR SCHMITT: *Leben im 18. Jahrhundert. Herrschaft, Gesellschaft, Kultur, Religion, Wirtschaft*. Dokumentiert und dargestellt anhand von Akzidenzdrucken der Wagnerschen Druckerei in Ulm. Konstanz: Rosgarten 1987. 281 S. DM 49,80.

Erforschung des Alltagslebens gehört vorrangig zur neuen Qualität geschichtlicher Betrachtung. Nicht nur, daß auf diese Weise Bekanntes in einem anderen Licht erscheint, das alltägliche Leben selbst, seine vielfältigen Erscheinungsweisen und Probleme geraten ins Zentrum des Erkenntnisinteresses. Schließlich gilt es immerhin, jenen ihre Geschichte zu geben, die von traditioneller Herrschaftsgeschichte überschen werden. So kann nicht an der Tatsache vorbeigesehen werden, daß die herkömmliche Zeitungs- bzw. Publizistikwissenschaft jenen ihre eigene Geschichte vorenthalten hat, die zu den nicht- oder unterprivilegierten Ansprechpartnern öffentlich manifester Kommunikation zu zählen sind: Frauen, Jugendliche, Arbeiter und Unterschichten. Bisher größtenteils unbeachtete oder geringgeschätzte Quellen gewinnen dabei besonderen Wert. Zu diesen zählen Akzidenzdrucke, also alle in einer Druckerei anfallenden Drucksachen, in der Hauptsache Prospekte, Bekanntmachungen, Geschäftsdrucksachen, Satzungen, Behördenformulare, Glückwunsch- und Trauergedichte, aber auch Sensationsblätter (vgl. Definition auf S. 9).

Obwohl Akzidenzdrucke keinesfalls alle Lebensbereiche berührt haben, zeigt der vorliegende Querschnitt aus der zeitgenössischen Sammlung von Christoph Willibald Wagner II., daß viele Bereiche der Herrschaft, Gesellschaft, Kultur, Religion und Wirtschaft in diesen Kommunikationsmitteln Ausdruck gefunden haben bzw. mit ihrer Hilfe organisiert und reguliert worden sind. Lockten Avertissements zum Besuch von Faschingslustbarkeiten und Maskeraden, so lenken nüchterne Kontributionsformulare, auf denen in Kriegzeiten Ablieferungen und Abgaben registriert wurden, den Blick auf die Kehrseite barocker Glanzzeit. Viele der ausgewählten Akzidenzdrucke beziehen sich zwar auf die alte Reichsstadt Ulm und ihr Herrschaftsgebiet. Sie sind aber deshalb keinesfalls von lokaler oder regionaler Bedeutung, sondern, wie Elmar Schmitt ausführt, repräsentativ für die Lebensumstände und Entwicklungen anderer Städte und Herrschaften im gesamtdeutschen Raum.

Die Gliederung der vorgelegten Sammlung folgt dem Untertitel des Buches. Dabei fällt auf, wie schwierig es ist, dem Kapitel „Gesellschaft“ eine Struktur zu geben, die sich auf ein und dieselbe Bedeutungsdimension bezieht. Im konkreten Fall manifestiert sie sich nämlich in folgender Einteilung: „Die Klassengesellschaft“, „Reputation und Nachruhm“, „Information und Sensation“, „Gesundheitswesen“, „Armut“, „Soziale Sicherheit“ und „Lotterie“. Noch befremdlicher erscheint, daß Elmar Schmitt im Abschnitt „Information und Sensation“ auch ein Anzeigenblatt anführt, das Christoph Friedrich Daniel Schubart in seiner Ulmer Zeit (1775 bis 1777) redigiert hat. Nichts gegen weitgreifende Definitionen. Aber ein periodisch erscheinendes Blatt als Beispiel für Akzidenzdruck zu verwerten, ist nicht nur ein Widerspruch in sich, sondern steht auch der eigenen Definition in der Einleitung (S. 9) entgegen. Von diesem „mißbratenen“ Exempel abgesehen, ist es Schmitt hervorragend gelungen, die einzelnen Abschnitte (siehe v. a. „Lesen — Lesegesellschaften, Leihbüchereien“, S. 154—160) zu belegen und zu erklären.

Sein Verdienst ist es auch, Akzidenzdrucke als lohnenswerte Objekte neuer Kommunikationsforschung zu begreifen, die sich

nicht vorneweg hauptsächlich an „großen“ Phänomenen der Produktion und Rezeption orientiert. Damit soll nicht schlankweg die These aufgestellt werden, daß sich die „große Welt“ stets markanter und konkreter in der „kleinen Welt“ des Alltags ausdrückt. Gemeint ist vielmehr, daß die Alltagswelt intensiver als bisher in das Blickfeld theoretisch-sozialwissenschaftlich orientierter Geschichte gerückt werden sollte. Trotz greifbarer Defizite wäre es andererseits hinwieder verfehlt, wenn sich eine Erforschung der Alltagswelt jener im Gefolge konventioneller Geschichtsschreibung Enterbten vor einem selbstgenügsamen Horizont „bescheiden“ wollte. Ein Ausweg könnte in der These gefunden werden, daß sich „große Welt“ von unten betrachtet allemal differenzierter zeigt. Letztlich sollten freilich dialektische Prozesse wie auch Widersprüchlichkeiten in den Brennpunkt von Alltagsforschung gestellt werden.

Wolfgang Duchkowsch

ELISABETH NOELLE-NEUMANN: *Die Antwort der Zeitung auf das Fernsehen. Geschichte einer Herausforderung*. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz GmbH 1986. 188 Seiten mit 52 Tabellen. (Schriftenreihe Journalismus, Bd. 25)

Die vorliegende Untersuchung liefert die empirische Bestätigung der kommunikationshistorischen Medienwettbewerbssforschung für die jüngere Vergangenheit. Anhand der Herausbildung einander ergänzender und konkurrierender Beziehungen zwischen dem „neuen“ Medium Fernsehen und dem „alten“ Medium Zeitung stützt Elisabeth Noelle-Neumanns Studie das 1913 formulierte „Gesetz von der Komplementarität“ der Kommunikationsmittel des Fachklassikers Wolfgang Riepl: Niemals würde ein neues Medium ein altes, bewährtes und als wichtig erkanntes vollständig ersetzen können.

Dieses Faktum bleibt selbstverständlich unbestritten. Im Mittelpunkt stehen vielmehr Fragen über Funktionsverschiebungen, redaktionelle und verlegerische Reaktionen auf den Aufstieg des Fernsehens. In zwei Befragungen von Verlegern und Chefredakteuren, die eine Anfang der siebziger, die zweite in den achtziger Jahren vom Allensbacher Institut für Demoskopie im Rahmen des kommunikationswissenschaftlichen Forschungsprogramms der deutschen Bundesregierung durchgeführt, wurde den Antworten der Tageszeitung auf die neue Herausforderung nachgegangen.

So lassen sich die ersten avantgardistischen Schritte redaktionellen Marketings in einer Konkurrenzsituation von den sechziger Jahren bis hin zur Etablierung neuer Strategien der achtziger Jahre verfolgen. Die Zeitung hat in vielen Fällen — vor allem beim Layout, aber auch in bezug auf Textlängen, verstärkte Bebilderung der Nachrichten — massive Konzessionen an — nicht nur durch TV — veränderte Leserbedürfnisse gemacht. Aber das ist nicht der Grund, warum sie ihre Position behaupten, ja in vielen Belangen und Bereichen auch noch verbessern konnte: Der Grund liegt in der Betonung des Komplementären, der Forcierung der eigenen publizistischen Stärken.

Die Untersuchung schließt 1983/84. Sie bietet die Retrospektive, aber keine Einschätzungen der Macher für künftig notwendige Anpassungen und Veränderungen der Tageszeitungen etwa angesichts der neuen Medien.

Greift man einige der damaligen Aussagen der Chefredakteure und Verleger heraus, dann zeigen sich vor allem bei der Beurteilung der weiteren Entwicklung deutliche Irrtümer. Für diese Endlichkeit der Prognosen — anstelle der erwarteten Konsolidierungsphase gibt es schon zwei, drei Jahre später einen höheren Veränderungswunsch und Beratungsbedarf bei Tageszeitungen denn je — mag es viele Gründe geben. Einer davon wird wohl sein, daß man sich nicht

gerne in die Karten sehen lassen will. Aber — siehe den Untertitel des Bandes — das war ja auch nicht Ziel der Untersuchung.

Hannes Haas

GERTRAUD STEINER: *Die Heimat-Macher. Kino in Österreich 1946—1966*. Wien: Verl. f. Gesellschaftskritik 1987. 302 S. (= Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, 26.)

Welche Traumwelten von österreichischen „Heimat-Machern“ in filmische Verkleidung gehüllt werden, kann nunmehr endlich, angereichert durch zahlreiche Titel-Abbildungen von Programmheften, nachgesehen werden. Ist es deshalb allein ein Buch zum Schmökern, ein Tor in das Land der Illusion, ein Vehikel zur Station Nostalgie? Es ist dies alles, und es ist dies doch nur ein Teilaspekt. Natürlich blättern die heute 40- bis 50-Jährigen mit den Seiten ihre eigene Kindheit und Jugend durch. Daß dabei allerdings sofort das Bild von friedlichem Alpenglühem auftaucht und Zitherklänge zu zündenden Volksweisen assoziiert werden, kann ich wenigstens für mich nicht in Anspruch nehmen. Dazu aber weiter unten.

Gertraud Steiner legt ihrer Untersuchung die Spiegeltheorie Siegfried Kracauers in modifizierter Form zugrunde, wonach Filme wegen ihrer gemeinschaftlichen Produktion und Konsumtion die kollektiven Tagträume einer Gesellschaft unvermittelter widerspiegeln als andere Kunstgattungen. Ihre Erlebnisse bestätigen die Annahme Theodor W. Adornos von der Kulturindustrie als ein System verschiedener Sparten, die zwar Vielfalt vortäuschen, in Wahrheit aber nur das Immer-Gleiche in neuen Verkleidungen präsentieren. Gemeinsamer Nenner sind Schicksalsgläubigkeit, Irrationalität, Fügbarkeit, Tagträume als Gegenbild zu einer unerschrockenen Realität und autoritäre Sozialmodelle. (S. 3) In Ergänzung zu Kracauers Theorie von den „kollektiven Tagträumen“ ergeben sich für Steiner folgende weitere Faktoren, die Filmhalte beeinflussen:

1. Die ökonomischen Voraussetzungen, da die Filmwirtschaft kein neutrales Medium ist, auf dem sich die Publikumswünsche direkt abbilden können; die spezifische österreichische Struktur mit Klein- und Kleinst-Produktionsfirmen und die daraus entstehende Abhängigkeit von bundesdeutschen Verleihern;

2. Die nationale Zuordnung eines Films wird mit zunehmender internationaler Verflechtung des Handels immer schwieriger; zudem sind viele rein zollpolitische Zuordnungen zu berücksichtigen. In den fünfziger Jahren gibt es sehr viele österreichische Coproduktionen mit der Bundesrepublik Deutschland, in den sechziger Jahren geht der Trend weltweit in Richtung internationaler Film.

3. Die staatliche Filmpolitik und gesellschaftliche tonangebende Gruppierungen, wie z. B. die katholische Kirche, können durch positive und negative Sanktionen den Film in erheblichem Maße steuern. (S. 9)

Im ersten Kapitel „Heimat-Spuren“ schafft Steiner sich zunächst in einer Reflexion des Begriffes „Heimat“ einen gediegenen Unterbau für ihre eigentliche Funktionsanalyse. Gleichzeitig bietet diese dem Leser eine willkommene Gelegenheit, sich selbst im Hinblick auf sein „Heimat-Gefühl“ zu befragen und der eigenen Position vor dem Hintergrund kritischer Betrachtung nachzugehen. Auch dafür bietet dieses Buch Hilfe. Denn Steiner zeichnet nicht nur den Bedeutungswandel des Begriffes „Heimat“ ab dem 18. Jahrhundert bis in die jüngste Vergangenheit nach, sondern erklärt auch dessen ungeheure Vielschichtigkeit mit seiner engen Bindung an politische, soziale und wirtschaftliche Gegebenheiten. Daher war er auch mit diesen einem starken Wandel unterworfen. So

bildeten Heimat-Bewegung und Agrarromantik um die Jahrhundertwende eine Selbstverteidigungsreaktion der konservativen herrschenden Mächte mit der Doppelstrategie, einerseits „Landflucht“ zu stoppen und andererseits die Ausbreitung der Sozialdemokratie in den Städten zu be-/verhindern. Und im Austrofaschismus stellten die Heimwehren (Heimatschutz) die Kerntruppen dar, womit der Begriff „Heimat“ vollständig von der politischen Rechten in Anspruch genommen wurde. Der deutsche Faschist schließlich griff die Formel „Blut und Boden“ auf, die von einer extrem rechten Gruppierung der agrarromantischen Jugendbewegung stammte, um einen biologischen Zusammenhang und eine schicksalhafte Verkettung des Menschen mit einem bestimmten Territorium zu postulieren, vor allem aber, um sich auf dem Boden eines idealisierten Germanenbildes so recht als „Herrenmensch“ fühlen und gleichzeitig Juden, Zigeuner und Slawen als „Untermenschen“ einstufen zu können. Was sich dann 1945 ereignete, hat uns inzwischen längst eingeholt: Der erhoffte geistige Umbruch blieb in vielen Bereichen aus, und heute wird im Zusammenwirken offizieller „Brauchtumspfleger“, wozu insbesondere der ORF gehört, und der Heimat-Pflege in der etablierten Erwachsenen- und Volksbildung unter dem Deckmantel der „Heimat-Liebe“ eine Scheinharmonisierung betrieben. Dagegen versucht man nicht nur in Wissenschaft und Kunst, sondern auch in der linken Kulturpolitik vom alten, unbrauchbar gewordenen „Heimat“-Begriff wegzukommen.

Im folgenden Abschnitt befragt Steiner die Funktion von Heimat-Dichtung, um darauf ihren Versuch einer Eingrenzung des Heimat-Filmes zu setzen. Ihr Ergebnis: „Obwohl noch der Heimat-Film der Zweiten Republik manchmal sehr deutlich auf seine geistigen Ahnen im Vorfeld der faschistischen Ideologie zurückgriff, bildete sich doch ein eigener Typ heraus ...“ (S. 45) — „Bezogen auf den Zeitraum von 1946 bis 1966 und auf die österreichische Produktion sollen als ‚Heimat-Filme‘ alle jene Filme bezeichnet werden, die nach ihrem eigenen Selbstverständnis ‚österreichische Eigenart‘ darstellen wollen, durch österreichische (Gebirgs-)Landschaft und / oder österreichisches Brauchtum und / oder österreichische Mentalität.“ (S. 46).

Die zentralen Fragen der Arbeit gliedert Steiner in die folgenden vier Abschnitte: 1. Der Aufbau 1946–1949; 2. die Konsolidierung: 1950–1954; 3. die Hochkonjunktur: 1954/55–1959 und 4. Niedergang und Verfall: 1960–1966. Als Ursache für die Filmkrise in den sechziger Jahren erkennt die Autorin — von der weltweiten Krise abgesehen — drei Grundprobleme der österreichischen Filmproduktion: die Kinosondersteuer, die Ausrichtung auf den deutschen Markt, die eine völlige Abhängigkeit vom dortigen Geschmack mit sich brachte, und die Umstrukturierung der Bevölkerung und ihrer Freizeitgewohnheiten.

Die Bilanz der vier Abschnitte zieht Steiner anschließend im Kapitel „Resümee: ‚Natur‘ siegt über ‚Unnatur‘“. Darunter erscheinen mir die folgenden fünf Ergebnisse am wichtigsten:

- „Der Heimat-Film schaffte es durchwegs, nirgendwo anzucken, was soviel wie die Vermeidung jeglicher Problematik bedeutete. Seine absolut unkritische Haltung ist zu einem wesentlichen Teil aus dem Werdegang so mancher Filmproduzenten und Regisseure erklärlich. Viele hatten ihren Beruf noch in der Stummfilmzeit wie ein Handwerk erlernt (bei der Ufa, bei Sascha Kolowrat und/oder bei der Wien-Film) und begriffen die Funktion des Films darin, systemkonforme Unterhaltung zu liefern.“ (S. 251)
- „An die Stelle der ‚schrecklichen‘ Natur aus der Blut- und Boden-Ideologie tritt eine scheinbar sonnenhelle, Sorglosigkeit verheißende Natur als Metapher für ein erwünschtes Sozialverhalten, die *Natürlichkeits-Ideologie*, die sich im Endeffekt als genauso zwingend erweist.“ (S. 252).
- „Der Heimat-Film ist auf ein durchschnittliches, konventionelles Benehmen fixiert, sein primitives, geschlossenes Weltbild läßt keine Widersprüche zu. Gemischte Charaktere sind deshalb ver-

pönt, und jedermann wird eindeutig auf die Seite des ‚Guten‘ oder des ‚Bösen‘ gestellt.“ (S. 255)

- „Durch die offizielle Anerkennung, die der Heimat-Film bis gegen Ende der fünfziger Jahre in Österreich erfuhr, kann er als Ausdruck des damals herrschenden Kultur- und Gesellschaftsverständnisses betrachtet werden. Eine kritische Auseinandersetzung mit Problemen der Gegenwart oder eine Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit ist nicht nur im Film unerwünscht.“ (S. 256).

● „Bei der Betrachtung der geistigen Wurzeln des Heimat-Films läßt sich erkennen, daß die Jahre 1938 und 1945 für die Geschichte der populären Kultur keineswegs so starke Zäsuren wie für die politische Geschichte darstellen. Es läßt sich vielmehr eine kontinuierliche Linie von der Kulturredaktion der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, der Heimat-Kunst, zur Blut-und-Boden-Literatur und zur völkischen Literatur der zwanziger und dreißiger Jahre, die im Dritten Reich auch in völkischen Heimat-Filmen ihren Höhepunkt erreichten, bis zu den Ausläufern in den fünfziger und sechziger Jahren feststellen.“ (S. 256).

Tabellen über das „Wiener Filmangebot 1947–1967“, die „Entwicklung des Kinobesuchs in Österreich und Wien 1949–1962“ sowie die „Herkunft der in Wien 1946–1966 aufgeführten Filme“ bilden den informativen ersten Teil des Anhangs. Ihnen ist die Filmographie „Die österreichischen Heimat-Filme 1946–1966“ zur Seite gestellt.

Eine persönliche Notiz als vorläufiger Abschluß meiner Betrachtung: Das Einzige, was in diesem Buch fehlt, ist ein Namens- und Titelregister. Ich werde diese faszinierende Arbeit jedoch in nächster Zeit so oft zu Rate ziehen und Notizen anfertigen, daß diese ihrerseits, dessen bin ich mir sicher, einmal auch ein Register abwerfen.

Im Rahmen einer Buchbesprechung gilt es an dieser Stelle mit persönlichen Eindrücken und Konsequenzen ein Ende zu finden und mit möglichen weiteren Impressionen sorgsam umzugehen und vor allem hauszuhalten, möglicherweise diese sogar niederzuhalten. Doch das Haushalten, insbesondere das Niederhalten, will auch gelernt sein. Die folgenden Absätze mögen daher keinesfalls als Versuch einer „Koproduktion“ verstanden werden, sondern lediglich als weiterreichende und vielleicht auch völlig unorthodoxe Reflexion, das Risiko eines Mißverständnisses eingerechnet. Zwei Anliegen bewegen mich dazu, ein individuell bestimmtes und ein kommunikationsgeschichtliches Interesse: Angesichts der Thematik dieser Arbeit fällt es mir als Kind der Nachkriegszeit, auf dem Land — im Marchfeld und im Wienerwald — aufgewachsen und bei spärlichen Wien-Besuchen vom Neonröhrenlicht der Kinoreklame förmlich angezogen und in Bann geschlagen, zunächst nicht leicht, mich sofort sich einstellender Erinnerungen und Empfindungen zu erwehren. Dies ist ein Aspekt. Letztlich geht es aber nicht darum, meine Altersgenossen und mich kundzutun, sondern um kommunikationshistorische Fragen aufzuwerfen, ohne bereits ein ausgefeiltes Forschungskonzept vorlegen zu können. Im Hinblick auf eben diese mögen mir Reminiszenzen nicht verwehrt sein:

Einmal im Monat war er da, der Filmvorführer aus der „Welt von Draußen“ mit seinem ehemaligen, irgendwie umgebauten Wehrmachtkraftfahrzeug, das angeblich immer noch schwimmtauglich war, mit seinem flugs von uns Dorfkindern umringten „Schwimmauto“, das wir — sofern nicht von irgendwelchen zugeordneten häuslichen Aufgaben aufgehalten oder auch vom Ereignis der Ankunft des „Operators“ abgehalten — mit fremd empfundenem Entzücken angreifen, doch nicht begreifen konnten. Die mitgebrachten Filmgeräte und sonstige Utensilien waren dagegen absolut tabu, ebenso der zum Vorführraum umgebaute Pfarrsaal während der weiteren Vorbereitungszeit für das herbeigesehnte Spektakel. Und welch eines „Organisationstalentes“ bedurfte es für einige von uns erst, sich z. T. schon lange vorher das nötige Kleingeld — wenn möglich gleich für mehrere Veranstaltungen —

zu verschaffen und zu sichern: Daß dabei sogar so manche Messingklinge und noch einiges anderes aus Messing von Wochenendhäusern abmontiert wurde, um beim „Fetzen- und Altwarentandler“, der mit seinem Pferdegespann allerdings nicht so regelmäßig kam wie das Kino, unverdächtige, „gute“ Schillinge zu bekommen, war dabei nur eine Facette. Und wenn erst die Abendstunde herannahte, die Einlaß in den „Kinosaal“ verhielt, da begann das Herz von neuem stärker zu klopfen. Nicht nur aus Vorfreude, sondern auch aus Ungewißheit, ob der zur Sicherung des Jugendschutzes aus dem größeren Nachbarort abkommandierte Gendarm uns Kindern den Eintritt verwehren würde. Oder würde er uns von seiner Höhe herab nicht einmal zur Kenntnis nehmen? Unser Lernerfolg war dabei ziemlich gering, vielleicht auch deshalb, weil in den Intervallen zwischen den einzelnen Filmvorführungen die Autoritäten, in der Praxis jeder Erwachsene im Dorf, nur selten oder überhaupt nicht zu umgehen waren. Die Respektperson in Uniform, so gravitätisch sie vor dem Pfarrsaal auch Position bezog, war nämlich im Wirklichkeit beinahe durchwegs „gesprächsbereit“ oder gerade „abgelenkt“, also sehr „durchlässig“.

War diese „Hürde“ genommen, so fühlten wir uns — Mädchen waren übrigens vom Kinobesuch gänzlich ausgeschlossen — während des Spielfilms beinahe schon erwachsen. Was wir von der jeweiligen Handlung mitbekommen hatten, war uns anschließend in der kleinen Schar unterm mageren Schein der Straßenlaterne, im Straßengraben hockend, natürlich klar. Denn die Landschaft, in der die meisten Handlungen spielten (Dreharbeiten zum Film *Feldherrnhügel* konnten wir sogar in unmittelbarer Nähe unseres Dorfes bewundernd miterleben), war uns nicht fremd. Bloß waren die Berge in manchen Filmen höher. Eine, natürlich bescheidenere, Alm gab es jedoch selbst im Wienerwald, und „Kiadreim“ (stand für Kühehüten) war uns ebenfalls nicht fremd, da wir den Hüter, einen Buben aus dem Dorf, gerne besuchten. Denn damit ließ sich einiges verbinden, vor allem ein Lagerfeuer, überdies das Abenteuer des Erdäpfelstehlens, die anschließende Verbreitung duftenden Bratgeruchs und gemeinsames Verzehren, ein besonderes Erlebnis trotz des einander nie eingestandenen Kohlegeschmacks beim Hineinbeißen in die schwarzverbrannte Schale. Doch gerade dadurch, daß wir uns des Vergehens beim Ausgraben der Erdäpfel jedesmal neu bewußt wurden, ließ uns dieser Geschmack kurzfristig frei von Konventionen der Erwachsenenwelt werden. Immer wieder war dies eine gelungene Flucht.

Im umfunktionierten Pfarrsaal hingegen hatten wir uns andersseits während der Vorführung in die Erwachsenenwelt einbezogen gefühlt. Eigentlich wollten wir somit beides: Wir hatten gelacht und zur rechten Zeit mit den Erwachsenen losgebrüllt sowie im gemeinsamen Dunkel des Raumes das Atemhalten der zwanzig, dreißig Erwachsenen bei aufregenden Szenen mit unserem Zittern um das weitere Schicksal des Helden oder der Heldin verstärkt. Also hatten wir das Filmgeschehen mitbekommen. Keine Frage. Und doch wollte sich uns im Alter von acht, neun Jahren keine rechte Lösung einstellen, wenn wir an jene Nebenfiguren dachten, die im gezeigten Film ums Leben gekommen waren, Wilderer z. B., die in einer Ache zu Tode gestürzt waren. Worin unser Problem bestand? Ganz einfach: Wir waren eben fix der Meinung, daß sich diese Schauspieler tatsächlich in der Ache zu Tode gestürzt hatten. Unsere „Traumwelt“ war in dieser Hinsicht also noch stärker als jene des Films! Vor allem kamen wir in diesem Zusammenhang mit der Frage nicht zu Rande, wieviel Geld diese wohl für ihren Todeseinsatz bekommen hatten bzw. wieviel man selbst dafür verlangen würde. Dabei waren wir uns nur in einem Punkt einig, nämlich: Wieviel es auch immer sein mochte, viel hatte man nicht davon.

Mehr wirkte sich der Besuch eines Heimatfilmes auf unsere Gespräche oder gar unser Spielverhalten nicht aus. Wirklich nachhaltigen Eindruck hinterließ nur die *Geierwally*. Doch die

dürfte hier eigentlich gar nicht erwähnt werden, war dieser Spielfilm doch kein österreichischer „Heimat“-Film, sondern ein noch heute berühmter Film aus der nationalsozialistischen Zeit. Die *Geierwally* war vermutlich Prunkstück im Repertoire jedes Filmvorführers. Mindestens dreimal habe ich mit ihr und ihrem gezähmten Adler (!) mitgelitten. Unmittelbaren Einfluß auf unsere Spielentscheidungen und Lebenswelt in der Freizeit übten dagegen sehr wohl Wildwestfilme sowie „Mantel-und-Degen-Filme“ aus. In die Zukunft projizierte Wünsche waren damit freilich kaum verbunden. Unsere späteren heimlichen Sehnsüchte im Alter von etwa zwölf bis vielleicht vierzehn Jahren richteten sich im Hinblick auf das Erwachsenenleben, rückblickend betrachtet, hingegen sicherlich auch auf die Erfüllung eben jenes heilen Weltbildes aus, wie es der österreichische Heimatfilm produziert hat. Die Frage stellt sich heute nur, wie die Kausalkette beschaffen war bzw. wo sich die Katze in den Schwanz beißt.

Von diesem möglichen Angelpunkt ausgehend (es könnte natürlich auch ein anderer sein), würde dies für die kommunikationshistorische Forschung bedeuten, die längst fällige Rezipientengeschichte mit einem relativ überschaubaren Bereich einzuleiten, ohne den Blick für größere Zeiträume und Zusammenhänge zu verlieren. Die folgenden Hinweise, ungeordnet wie sie sind, wollen daher bloß als Impuls für ein derartiges Unternehmen verstanden werden, das sich zunächst auf die Nachkriegszeit beziehen könnte. Die Basis ist mit der vorliegenden, wissenschaftlich gut fundierten Arbeit von Gertrud Steiner immerhin schon gegeben. So könnte man dem Problem nachgehen, wie intensiv die Sozialisation von Kindern in der Nachkriegszeit, die von der real empfundenen materiellen Knappheit (Abhängigkeit von der Lebensmittelkarte sei nur ein Stichwort) mitgeprägt war, auf ihre potentielle Empfänglichkeit für Heile-Welt-Botschaften des österreichischen Heimatfilms durchgeschlagen hat. Umgekehrt könnte im Sinne des Stimulus-Response-Modells die Frage gestellt werden, in welcher Weise die Aufnahme und Verarbeitung von Heimatfilmen das Verhalten von Kindern damals beeinflusst hat. Ferner könnte ebenso interdisziplinär mit Hilfe der Oral History erhoben werden, welche Verhaltensweisen, Normen und geistigen Dispositionen, die das Erziehungsideal der Erwachsenen in der Nachkriegszeit ausgemacht haben, mit welchen Konsequenzen auf die Erziehung vom österreichischen Heimatfilm gefördert worden sind. Im Hinblick auf eine mögliche Eignung des Stimulus-Response-Modells für eine Erklärung der Erziehungsmuster in dieser Zeit wäre es selbstredend notwendig, auch viele andere Einflußfaktoren, insbesondere nachlebenden nationalsozialistischen Zuschnitts, einzubeziehen.

Von solchen Untersuchungsfragen ausgehend und in größere Zusammenhänge eingebettet, wäre es meines Erachtens interessant und für die Gegenwart vermutlich höchst lohnenswert, Forschungsstrategien zu entwickeln, die darauf abzielen, möglichen Nachwirkungen des österreichischen Heimatfilms auf Verhalten und Wunschprojektionen von heute 45- bis 50-Jährigen auf die Spur zu kommen, z. B. allein schon im Hinblick auf ihr Verhältnis zu den verschiedenen Heimat-Ideologien von heute.

Wolfgang Duchkowitsch

CA, die Bank zum Erfolg.



Sein siebentes Lebensjahr beginnt gut mit einem Erfolgssparbuch. Verpackt in die schönsten Zinsen für seine ganz persönliche Schilling-Aufwertung in der CA.



CREDITANSTALT